Im Reiche der Gnosis: Die mystischen Lehren des jüdischen und ...

Erich Bischoff

MORGENLÄNDISCHE BÜCHEREI, 5

Im Reiche der Gnosis.

Von

Dr. Erich Bischoff.

Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) Leipzig.

Morgenländische Bücherei: Band V.

Im Reiche der Gnosis.

Die mystischen Lehren
des
jüdischen und christlichen Gnostizismus,
des
Mandäismus und Manichäismus
und
ihr babylonisch-astraler Ursprung.

Mit 20 Abbildungen.

Von

Dr. Erich Bischoff.

Leipzig,
Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).
1906.

Druck von Karl Baßler, Einsiedel-Chemnitz.

Herrn Professor

Dr. Samuel Krauss

in Budapest

hochachtungsvoll

der Verfasser.

Inhalt.

Vorwort.

Unsere Zeit hat manche Ähnlichkeit mit der, in welcher die Gnosis ihren Lauf durch die alte Welt nahm und in der Form des Manichäismus sie schließlich ganz erobern zu wollen schien. Eine übersättigte Kulturwelt, welcher der alte Glaube nicht mehr genügen will, weil sie zu intellektuell geworden ist, die sich dabei aber doch nach einem Ersatz dafür sehnt, der wenigstens der Phantasie Nahrung bietet. Dieses Sehnen und Ringen einer kranken Welt nach Wahrheit und Erlösung kann auch für unsere Zeit ein Spiegelbild sein. Aus diesem Grunde habe ich gerade die Vollendung der orientalischen, in das Abendland hinüberflutenden Gnosis, den Manichäismus, besonders ausführlich behandelt. Andererseits schien es mir nötig, die ersten Anfänge und die Entwicklung der Gnosis bei dem vorchristlichen Hauptvertreter des Monotheismus, beim Judentume, genauer zu betrachten. Die prinzipielle Überwindung der „ketzerischen" jüdischen Gnosis durch den Rabbinismus spielt sich im Altertum auf orientalischem Boden ab, die Besiegung der entsprechenden Gedankengänge durch die christliche Kirche dagegen hauptsächlich im Abendlande. Nur der erstgenannte Kampf liegt ganz innerhalb des Gesichtsfeldes einer „Morgenländischen Bücherei".

Lediglich die Hauptsachen der gewaltigen geistigen Bewegung des Gnostizismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen konnte ich vorführen. Da es ein für weitere Kreise berechnetes Buch über die Gnosis sonst nicht gibt, denke ich den Lesern auch in dieser knappen Form manche Belehrung zu bringen.

Der Schlüssel zum Verständnis aller Gnosis liegt in den alt-orientalischen („babylonischen") astralen Vorstellungen, in „der Tradition der Gelehrten Babylons", wie Mânî sagt, d. h. in ihrem kosmischen „System", dessen Wiederentdeckung bekanntlich das Verdienst Prof. Dr. Hugo Winckler's ist. Nächst dessen Schriften verdanke ich vornehmlich Herrn Pfarrer Lic. theol. Dr. phil. A. Jeremias viele Aufschlüsse durch seine Schriften wie durch private Mitteilungen, für die ich hiermit meinen Dank ausspreche. Von den übrigen im Literatur-Verzeichnis genannten Autoren haben mir vornehmlich Keßler, Anz und Brandt Belehrung geboten, an einigen Punkten auch Friedländer; doch durfte ich mich vielfach, zumal im Rabbinischen, lediglich auf mich selbst verlassen.

Die Literatur will zu genauerem Studium geeignete Hilfsmittel darbieten. Auch dieser Band ist vom Herrn Verleger in dankenswerter Weise ausgestattet worden; trotz des seine Vorgänger erheblich übertreffenden Umfanges ist sein Preis nur unwesentlich erhöht.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Jüdischer Gnostizismus.

1. Vorchristliche Zeit.

„Die gnostische Weisheit", sagt schon im frühen 18. Jahrhundert der berühmte Kirchenhistoriker J. L. v. Mosheim in seiner „Geschichte der Schlangenbrüder" (S. 21) — „die gnostische Weisheit hat schon lange Jahre, bevor Jesus in die Welt kam, in den Morgenländern geherrscht, und die Juden hatten dieselbe, wie viele andere Gedichte, aus der [babylonischen] Gefangenschaft in ihr Vaterland zurückgebracht. Daher ist es überhaupt viel glaublicher, daß alle gnostischen Gemeinen, die aus dem Judentum ausgegangen sind, sich vor der Ankunft unseres Heilandes schon gesammelt haben, als daß sie erst nach der Himmelfahrt desselben entsprungen sind" — wie nämlich die Kirchenväter, z. B. Clemens Alexandrinus und Tertullian, annahmen.

In der Tat, die exilischen und nachexilischen Schriften des **Alten Testaments** zeigen uns die Keime, aus denen später der jüdische Gnostizismus sich entwickelte. Aller Gnostizismus weist der Hauptsache nach folgende Grundgedanken auf: Hoch über allem eine absolut überweltliche

(transcendente), rein geistige und heilige Gottheit, ihr gegenüber eine ungöttliche, finstere, böse Macht, dazwischen die Erdenwelt aus Geistigem und Ungeistigem gemengt und in ihr der Mensch als geistig-materielles Wesen, mit dem Lichtreich verbunden durch eine Stufenleiter geistiger Elemente, mit dem Reiche der Finsternis durch eine solche von finsteren Elementen, nach dem Aufstiege empor sich sehnend, doch daran gehemmt durch die dunklen Gewalten; die Erlösung hiervon nur möglich durch einen himmlischen Erlöser. Diese Keime zeigen uns die Exilsschriften. Der Gott, wie er in der vorexilischen Vorstellung lebte, der da in der Abendkühle in dem den ersten Menschen anvertrauten Lustgarten einherwandelt und wider das unbotmäßige Paar sein Hausrecht gebraucht, der die Türe von Noahs Arche zuschließt und bei Abraham einkehrt, der mit Moses von Angesicht zu Angesicht redet und in der Wüste unter seinem Volke wohnt, ist im wesentlichen der Gott seines Volkes und kennt neben sich noch Götter anderer Völker, zu denen abzufallen er verbietet. Der so vorgestellte Gott hätte sich gegenüber dem babylonischen Pantheon schwerlich behaupten können; im Exil ergab sich die Notwendigkeit einer höheren Gottesvorstellung. Hoch über die astralen Götter des babylonischen Himmels mußte er hinausgerückt sein, noch weit über Anu, den Göttervater, der am Himmelsnordpol thront, und gegenüber jener Göttermenge mußte er als der einzige, als der wahre Gott verehrt werden. Aus Babylonien — Thalmud und Midrasch sagen es ausdrücklich — brachten die Juden die Kunde mit von den Engeln, die den Zusammenhang zwischen

diesem über die Welt erhabenen Gott und der Welt vermitteln, ebenso von den Dämonen, den Abgesandten des Höllenfürsten — denn jetzt war die dumpfe Grube des „Scheôl“, des nach der früheren Anschauung Böse wie Gute verschlingenden Totenreichs, zum Strafort der Hölle geworden, die alsbald auch einen Fürsten bekam, während die Guten sich einer Aufnahme ins himmlische Paradies getrösten durften. Auch der ganze Unsterblichkeitsglaube ist, wenigstens deutlich ausgeprägt, erst exilisch, ebenso der Glaube an den sehnlichst erhofften Maschîach (Messias), den Erlöser aus dem Elend Leibes und der Seele.

Dieser Gott tritt bei der Schöpfung nicht mehr in unmittelbare Beziehung zur Welt, sondern durch ein Mittelprinzip: die Weisheit, die schon deutliche Züge eines „Weltbildners“ aufweist. In den Proverbien (8, 22 ff.) spricht sie: „Der Herr besaß mich, . . . ehe er seine Werke begann, von jeher. Von Ewigkeit bin ich gesalbt, . . ., als er den Himmel bereitete, war ich dabei . . . Ich war bei ihm als Werkmeister“ (amôn). Hiob 28, 25 ff. heißt es von ihr: „Als er die Wasser verteilte nach dem Maß, als er dem Regen ein Gesetz gab und einen Weg dem Donnerkeil, da sah er auf sie.“ Daniel 24, 1 ff. „preist die Weisheit sich selbst“ folgendermaßen: „Ich ging aus dem Munde des Höchsten hervor und hüllte die Erde ein wie Nebel. Ich schlug mein Zelt in den Höhen auf, mein Thron war in der Wolkensäule; den Himmelskreis umzog ich allein, schritt umher an der Tiefe des Abgrunds, in den Meereswellen und auf der ganzen Erde hatte ich zu tun.“ Die (freilich in ihrer heutigen Form erst spätere) aramäische Übersetzung des Alten

Testaments — das aus dem Exil zurückgekehrte Volk sprach nicht mehr hebräisch — beginnt mit den Worten: „Mit Weisheit schuf Gott“ usw., statt „Im Anfang“ — gewiß auf Grund alter Tradition; ein nachchristlicher Übersetzer hätte von sich aus diese Kühnheit nicht gewagt. Die Engel bilden eine stufenweise wohlgeordnete Hierarchie, obenan der Engel, der Gottes Namen in sich hat (2. Mos. 23, 20 f.), dann die sieben Erzengel (Tob. 12, 15), ferner „die Wachenden“, die Dan. 4, 14 mit Gott über die Völkergeschicke beschließen, „der große Rat der Heiligen“ (Ps. 89). In der — in der Nachbarschaft des siebenstufigen Bel-Tempels, des „Turms zu Babel“, geschauten — Theophanie Ezechiels (Kap. 1) sehen wir den in Pyramiden-Form geordneten Hofstaat Gottes vom Himmelsnorden her sich hernieder lassen.

Diese „Zebaôth“ (himmlischen Heerscharen) — ursprünglich vielleicht veranschaulicht durch das unter dem Nordpol, diesem „ruhenden Punkt in der Erscheinungen Flucht“, kreisende Heer der Sterne[1] — erhalten alsbald eine um so größere Bedeutung, je überweltlicher Gott aufgefaßt ist. Die in Ägypten entstandene Übersetzung der 70 Dolmetscher (Septuaginta, die griechische Übersetzung des A. T.) aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert, die das deutliche Bestreben zeigt, alle Anthropomorphismen

1 Über den ob dem Himmelsnordpol befindlichen „Thron der Herrlichkeit“, über die Engel als „Seelen“ der Gestirne usw. vgl. mein „Babylonisch-Astrales in Thalmud und Midrasch“, Leipzig 1906. Die „Beseeltheit der Gestirne“ findet sich schon bei Plato und Aristoteles und lange vor diesen in der babylonischen Weltanschauung. Die vier „Tiergestalten“ der Vision Ezechiels (Stier, Löwe, Adler, Mensch) entsprechen vielleicht den Tierkreisbildern der vier „Welt-Ecken“: Stier (Osten), Löwe (Norden), Skorpion = Basilisk oder Greif (Westen), Wassermann = Jüngling bei Manilius und Ovid (Süden) — die vier „Räder“ den Koluren (Himmelsmeridianen usw.).

Fig. 1. Ruinen des „Turmes zu Babel“ (S. 4, 132).

(Vermenschlichungen) der Gottheit in der Übertragung tunlichst auszumerzen, übersetzt Jesaja 42, 13 das hebräische „Jahweh Zebaôth“ (Herr der Heerscharen) schon mit „Kyrios tôn dynámeôn“ (Herr der Gewalten, der göttlichen Potenzen) und leitet damit über zu der Vorstellung von vermittelnden Wesenheiten zwischen dem weit über allem Materiellen erhabenen Gott, dem absoluten Sein, und der materiellen Welt.

Die jüdisch-alexandrinische Philosophie, die ihren Höhepunkt in **Philo** hat (20 v. Chr. — ca. 50 n. Chr.), entwickelte diese Keime kräftig weiter. Die freie allegorische Schriftdeutung, dieses Erzeugnis und Eigentum der jüdischen Diaspora im Gegensatz zu dem konservativeren palästinischen „Midrasch“, leitet zum eigentlichen jüdischen Gnostizismus über, in Alexandria unter griechischem Einflusse. Die allegorische Erklärung, die das Mittel war, biblische Vermenschlichungen Gottes bildlich zu deuten und den Gottesbegriff philosophisch zu der Idee des Absoluten zu erhöhen, machte aus dem Engelheere ein System geistiger Mittelgewalten zwischen dem Absoluten und der Welt des Materiellen, ganz ähnlich dem Pyramidenbau der platonischen Ideen mit der Idee des absoluten Guten an der Spitze. Und wie bei Plato die Schöpfung der sinnlichen Welt durch einen „Weltbildner“ geschieht, der unter dem absoluten Wesen steht und mittels des Ideen-Organismus sein Werk vollendet, so wird hier die alttestamentliche Weltbildnerin, die „Weisheit“, zum Logos, zum personifizierten Schöpferworte Gottes.

So ist es bei Philo. Der Logos ist die erste Potenz, die erste geistige Wirkungskraft, die von der absoluten

Gottheit aus sich herausgesetzt, ausgeströmt (emaniert) wird, und aus deren Verbindung und Wechselwirkung mit dem Absoluten die weiteren geistigen Mächte, die sog. Engelwesen, in absteigenden Graden emanieren; deren unterste bilden den Übergang von den klar ausgeprägten geistigen Formen der höheren Wesen zur „formlosen Materie", der platonischen „ámorphos hyle", aus der schon das apokryphe „Buch der Weisheit" (11, 17) die Welt gebildet werden läßt. So wird der Logos zum Weltbildner, Weltschöpfer. Doch zieht Philo nicht die letzten Konsequenzen. Ob die Materie von Gott aus dem Nichts geschaffen, oder ob sie als Gegensatz zu dem Absoluten von je vorhanden gewesen sei, wenn auch nur als platonisches „Nichtseiendes", darüber herrscht keine volle Klarheit. Er vermag in sehr kühnen Bildern die Erzeugung alles Seienden aus der Verbindung des Absoluten mit dem Logos, oder Gottes mit der „Weisheit", zu schildern, wenn er z. B. sagt (de Cherubim I, 146) :„Gott ist nicht nur die unkörperliche Behausung unkörperlicher Ideen, sondern auch der Vater von allem Seienden, da er alles erzeugt, auch der Gatte der Weisheit, der den Keim der Glückseligkeit für das Menschengeschlecht in die gute und jungfräuliche irdische Welt legt. Denn Gott muß mit dem unbefleckten, unberührten und reinen Wesen, der wahrhaften Jungfrau, sich paaren, ganz anders als wir Menschen" — oder (de ebrietate I, 361 f.): „Wir dürfen somit unbedenklich mit vollem Recht sagen, daß der Schöpfer, der das All ins Leben rief, zugleich auch Vater des Gewordenen sei, daß aber die Mutter, die göttliche Weisheit des Schöpfers, mit der Gott, nachdem

er ihr — freilich nicht auf menschliche Weise — beigewohnt, sie aber Gottes Samen empfangen hatte und in die Wochen gekommen war, den einzigen und geliebten Sohn, diese Welt, gezeugt hat." Indessen versichert er immer wieder, daß dergleichen eben nur Allegorie und lediglich für Eingeweihte und Leute reifen Verstandes und heiligen Gemüts geschrieben sei, „gleichsam nur im Allerheiligsten, lediglich den Ohren von Älteren überliefert werden darf" (de sacrificiis 189) — „denn die heilige geheimnisvolle Offenbarung über Gott und seine ‚Kräfte' muß verborgen bleiben, da es nicht jedermanns Sache ist, das Pfand göttlicher Weisheit zu bewahren. . . . . Daher scheinen nur diejenigen wohlberaten, die sich zunächst in die kleinen und dann erst in die großen Mysterien einweihen lassen" (de sacr. 174). Er dünkt sich bei alledem als Vertreter der „rechtgläubigen", echtjüdisch-monotheistischen Gnosis und wettert gegen die „Nachbeter des sich weise dünkenden Kain, die sich voll törichten Dünkels aufblähen und den gottgleichen Geist zu haben prahlen" (de Cherubim I, 151).

Diese Worte sind zu oder kurz nach Christi Zeit geschrieben. Wer die philonische Entstehungsgeschichte (Genealogie) der einzelnen weltbildenden und welterhaltenden Prinzipien und „Gewalten" kennt, muß über die modernen Kritiker lächeln, die dem Paulus die Pastoralbriefe und andere auf solche „endlosen Genealogien" und „Prinzipien und Gewalten" bezügliche Stellen absprechen wollen, weil die Herren diese „gnostischen" Ideen in ihren Kompendien erst für das 2. nachchristliche Jahrhundert angegeben finden.

Zugleich aber wird man hier die vorchristlichen Wurzeln der rabbinischen Geheimlehre von dem „Schöpfungswerk" (Màasèh bereschîth) und dem „göttlichen Thronwagen" (Ezechiel 1; Màasèh merkabâh) entdecken.

2. Thalmudische Zeit.

Nicht das spottschlechte Griechisch und die greulichen Übersetzungsfehler der Septuaginta, sondern vor allem ihre Anbequemung an den alexandrinischen Hellenismus — Beispiele gibt der Thalmud — und ihre Neigung zu allegorischer Abänderung des Urtextes waren es, welche die orthodoxen Palästiner mit Mißtrauen auf sie blicken, ja, sie als ein Unglück betrachten ließen, dessentwegen man bis in die Neuzeit hinein am achten Tage des Monats Tebeth ein Bußfasten abhielt.

Wie man über die sich in Alexandria entwickelnden theosophisch-kosmogonischen Spekulationen im strengen Mutterlande dachte, zeigt das — möglicherweise noch aus vorchristlicher oder höchstens aus ältester christlicher Zeit stammende — Wort (jer. Chagigah 11b = Mischnah Chagigah II, 1): „Dem wäre besser, wenn er nicht auf die Welt gekommen wäre, der da über vier Dinge nachgrübelt: was oberhalb und was unterhalb ist, was vordem war und hernach sein wird (und jedem, der die Ehre seines Schöpfers nicht schont)." Das Grübeln über oben, unten, vorher und nachher bezieht sich auf theosophische und kosmogonische Spekulationen, jene mit Màasèh merkabâh, diese mit Màasèh bereschîth bezeichnet, das Verletzen der Ehre des Schöpfers auf dualistische Häresie. In der Tat,

nicht völlig monotheistisch gefestigte Köpfe konnten bei jenen hart an griechisch-heidnische Weltentstehungstheorien grenzenden Anschauungen gefährdet werden, ebenso wie die Logoslehre, zumal als der Logos im Abendlande wie in Babylonien unter der Gestalt des Erzengels Metatron (Metathronos = Mitregent, „in dem mein Name ist“ — 2. Mos. 23, 20 f. bezog man auf ihn) Mithras-Marduk-Züge annahm, zu einem ketzerischen Dualismus (Schittûph) zu verleiten geeignet war. Auch später noch merkt man sehr wohl bei manchem beißenden Worte über „ägyptische“ Gottlosigkeit, Zauberei und Gaukelei, daß die alten Ägypter nur den Sack bilden, auf den geschlagen wird, während man den typhonischen Esel der derzeitigen hellenisch-ägyptischen Gnosis meint!

Indessen so unerwünscht dem strengen Judentum das Eindringen dieser Lehren — Alexandria stand mit Jerusalem in enger Verbindung, Alexandriner und Cyrenaiker hatten in Jerusalem eigene Synagogen — gewißlich war, und so scharf man sie brandmarkte, das muß man dem echten Rabbinismus lassen: Denken hat er **nie** verboten! Durch Falschheit gefährliches Denken — wir sehen das auch bei dem großen Schüler des großen Gamaliel — suchte er durch schärferes Denken zuschandenzudenken! Erst genaue Kenntnis des Gefährlichen verbürgte dessen Unschädlichmachung; mußten doch nach thalmudischem Berichte die Mitglieder des hohen Rates theoretisch der Zauberei kundig sein, um praktische Zauberer be- und verurteilen zu können — moderne „Sachverständigen“-Krücken verschmähte man. So sehen wir auch hier nach einem kurzen Übergangsstadium,

das lediglich gereiften Männern erlaubte, über kosmologische Fragen zu zweien, über theosophische nur allein zu meditieren, es gestattet, daß ein rabbinischer Lehrer die erstgenannten Themata erprobten Schülern, aber höchstens zweien auf einmal, die theosophischen höchstens einem vortrage. Zu welchem Zwecke? Der noch im 1. Jahrhundert n. Chr. lebende Rabbi Eleasar ben Arach sagt es uns (Pirke Aboth II, 14): „Du sollst wissen, was du den Freidenkern zu entgegnen hast!" Der Name für Freidenker (Epikuros) zeigt, daß in erster Linie hellenistische Freidenkerei gemeint war (vgl. Traktat Sanhedrin 39 b).

Die allgemeinste Bezeichnung für den „Ketzer", d. h. den Andersgläubigen, in seiner Welt- und Gottesanschauung vom strengen Rabbinismus Abweichenden, ist **„Mîn"**. So unzweifelhaft damit in vielen der zahlreichen Berichte über Disputationen der Rabbinen mit „Mînîm" einfach Judenchristen[1] gemeint sind, zuweilen sogar heidnische Skeptiker, ebenso sicher bezieht sich an anderen Stellen der Ausdruck auf jüdisch-hellenistische oder auch christliche Gnostiker, ja im babylonischen Thalmud und im Midrasch

---

[1] Die christliche Zensur, die alle Stellen über „Minim" auf die Christen gemünzt glaubte, hat aus „Minim" vielfach törichterweise „Sadduzäer" oder „Akum" (Sternanbeter) usw. gemacht. In den ähnlichen Fehler, in jedem „Min" einen jüdischen Gnostiker zu sehen, ist M. Friedländer verfallen, der in einem druck- und sachfehlerreichen Buche den „vorchristlichen jüdischen Gnostizismus" behandeln — wollte (Göttingen 1898), aber zumeist Nachchristliches bringt. In seinem blinden Eifer und infolge Benutzung zensurverfälschter Ausgaben spricht er sogar dem „Min" Jakob aus Kephar Sekanjah christlichen Charakter ausdrücklich ab, trotzdem der unzensierte Thalmud (Abodah sarah 16 b) ausdrücklich von ihm sagt: „einer von den Schülern Jesu des Nazareners" und ihn sprechen läßt: „So lehrte mich Jesus der Nazarener!" Indessen bietet Friedländer immerhin manches schätzbare Material.

zuweilen sogar auf Mandäer und Manichäer! Friedländer (s. o. S. 11, Anm.) hat für eine Anzahl Fälle die Polemik der Rabbinen mit „Mînîm“ des jüdischen Diaspora-Gnostizismus wahrscheinlich gemacht, in anderen sind christliche Gnostiker statt jener anzunehmen. Wie genau bekannt die Rabbinen selbst mit mandäischer Gnosis (in Südbabylonien) waren, möge an folgendem, m. W. bisher ganz unbeachteten Beispiele sich zeigen. In dem mandäischen Hauptwerke „Genzâ“ heißt es: „Der Engel Gabriel (Gabreîl schelîchâ) richtete den (Nord-) Himmel auf und spannte ihn aus, und er verdichtete die Erde zum Festland und stellte sie fest“; gegen diese, die Welterschaffung allein durch Gott leugnende und sie einem Engel zuschreibende Ansicht erklärt im Midrasch Berêschîth rabbâ (c. 3) der im 3. Jahrhundert lebende Rabbi Isaak: Am ersten Tage sei nichts außer Himmel und Erde geschaffen worden (die Engel erst am 5.), „damit sie (die Ketzer) nicht sagen: Michael spannte die Veste nach Mittag zu aus und Gabriel nach Mitternacht zu, während Gott in der Mitte absteckte, sondern (es war so), wie es heißt: ‚Ich, der Herr (bin es), der alles geschaffen, den Himmel allein ausgespannt hat und die Erde ausgebreitet durch mich selber, wer (war) mit mir?‘ — d. h. hatte ich etwa einen Mitarbeiter bei der Weltschöpfung? (Nein!)“ — Eine an gefährliche manichäische Anschauung (vom Lichtkleide des Engel-Heros „Urmensch“ s. u. S. 58!) anklingende Schöpfungsansicht aber, die darum flüsternd mitgeteilt wird, steht daselbst zu Anfang desselben Kapitels: „Rabbi Simeon ben Jehozadak fragte den Rabbi Samuel bar Nachman (3. Jahrh.): ... ‚Woher ward das Licht

erschaffen?' Jener antwortete: ‚Gott hüllte sich in Licht wie in ein Gewand, und der Glanz seiner Herrlichkeit strahlte von einem Ende der Welt bis zum andern.' Diese Deutung[1] sprach er zu ihm flüsternd. Jener entgegnete [verwundert]: ‚Das ist doch biblisch [denn es heißt ja schon Psalm 104, 2]: „Mit Licht umhüllt" (wie mit einem Gewand)!' Drauf er: ‚Wie ich es leise vernommen habe, so teile ich es auch dir leise mit.' Rabbi Berechjah sagte (im 4. Jahrh. hierüber): ‚Wenn nicht (später) Rabbi Isaak dies öffentlich vorgetragen hätte, dürfte man es nicht erwähnen'!" Diese Zurückhaltung Bibelversen gegenüber, die zu ketzerischen Ansichten Anlaß geben könnten, findet man oft bei den Rabbinen, „bis Rabbi ... kam und es erklärte", d. h. bis man eine mit dem reinen jüdischen Monotheismus übereinstimmende Erklärung gefunden hatte. Das gilt nicht nur für die von den Christen für Jesu Messianität angeführten Stellen des A. T. — um Jesaja 53 z. B. ging man lange wie um einen brennenden Busch herum —, sondern auch für Bibelverse, auf die sich jüdische und christliche Gnostiker zu berufen pflegten. Gar bald aber — das 2. und 3. nachchristliche Jahrhundert ist die klassische Periode der rabbinischen Ketzer-Dispute — lernte man nicht nur der häretischen Deutung schlagfertig die korrekt-rabbinische entgegenzustellen, sondern hat es auch vermocht, in gewaltiger Gedankenarbeit sowohl die seit alters wirkenden altorientalischen Anschauungen, wie die neu einströmenden

---

[1] Die um so mehr an die manichäische Lehre vom „Urmenschen" (Enâschâ Kadmâjâ) erinnerte, als nach rabbinischer Ansicht der „erste Mensch" (Adam Kadmôn) „von einem Ende der Welt bis zum andern reichte"!

Ideen morgen- und abendländischer Gnosis mit dem Ferment jüdisch-monotheistischen Geistes zu durchdringen und für das Judentum statt furchtbar fruchtbar zu machen — ähnlich wie die christliche Kirche in derselben Zeit vor allem die feindliche hellenistische Philosophie zur „Magd der Theologie" zu machen wußte, wobei die Kirchenväter ebenso wie im Gnostikerkampfe gar manche Waffe aus rabbinischer Schmiede verwerteten! Über die Durchdringung altorientalischer Anschauungen mit jüdischem Geiste dürfte mein „Babylonisch-Astrales in Thalmud und Midrasch" manche Aufklärung bringen. Für die Kenntnis der häretischen Gnosis in ihren verschiedensten Spielarten aber liegt in den zahlreichen Disputen der Rabbinen mit den „Mînîm" noch so viel unbenutztes Material geborgen, daß unsre modernen Dogmenhistoriker, wenn sie überhaupt Rabbinisch verständen, wohl daran täten, hier eifrig zu schürfen, statt dürftige, aus dem Zusammenhange gerissene, übel übersetzte Zitate ebenso mißzuverstehen, wie sie das bei den Kirchenvätern gewohnheitsmäßig tun.

Nicht alle Rabbinen freilich beschäftigten sich ungefährdet mit diesen gnostischen Spekulationen über Welt und Gott. Während Rabbi Akiba und ben Asai (Anf. des 2. Jahrh.) unverletzt aus diesem „Paradiesgarten" kamen, erfuhr das Denken ihres Genossen Ben Soma harte Anfechtung, und der vierte im Bunde, Rabbi Elischah ben Abujah, zerfiel sogar völlig mit dem Judentum und wurde zum „Achêr", zum Apostaten. (Vgl. m. Thalmudkatechismus, Bd. IV dieser Sammlung, S. 76 ff.) Der babylonische Thalmud berichtet uns im Traktat Chagigah 15b ausdrück-

lich, daß er bei der Forschung über den Logos-Metatron (s. o. S. 10) in gnostischen Dualismus und aus Anlaß eines gräßlichen Todesfalls in heidnischen Fatalismus verfallen sei. (Über den „Paradiesgarten" s. u. S. 130.)

Die Rabbinen des 2. Jahrhunderts haben dem „Achêr" keinen Scheiterhaufen errichtet, ja, ein Großer machte sich anheischig, den vermutlich in den Flammen des Gehinnôm (Hölle) Befindlichen zu erretten (Thalmudkatechismus, a. a. O.). Diese ernsten Geistesstreiter waren weit entfernt von dem blöden Fanatismus eines herrschenden Klüngels und eines blinden Mob, die ein Jahrhundert vorher einen mißliebigen Rabbi ans Kreuz geliefert hatten und nicht unzufrieden gewesen wären, wenn der Dolch des Sikariers, der erst reichlich anderthalb Jahrtausende später für den zweiten „Achêr" (Uriel Acosta) wieder geschliffen ward, den Paulus getroffen hätte. Die frischblutende Erinnerung an ihre jüngsten Märtyrer — darunter Akiba — ließ es diesen Rabbinen bewußt bleiben, daß rohe Gewalt den Geist nimmer zu dämpfen vermag, und daß Geistiges nur durch geistige Waffen zu bekämpfen ist. Wo man in späteren Jahrhunderten das vergaß und wider die „Ketzer" in der eigenen Mitte sogar die weltliche Obrigkeit herbeirief, z. B. wider Eibeschütz (vgl. m. Kabbalah, S. 116) und z. T. wider die Reform Mendelssohns, hat sich dies immer gerächt.

3. Nachthalmudische Zeit.

Seitdem hat es lange im Judentum gnostisch gefärbte Strömungen gegeben, deren Gebiet in der jüdischen Geistesrepublik vornehmlich die Haggadah (s. Thalmudkatechis-

Fig. 2. Adâm Kadmôn der Kabbalisten.

mus, S. 14, 30, 35 f.) und hier besonders der spätere Midrasch (das., S. 14) war; die strenge Disziplin der Halachah gewährte Phantasien dieser Art keinen günstigen Spielraum. Wie sich die jüdische Gnosis dann weiter zur Kabbalistik entwickelt hat, darüber vgl. m. Kabbalah (Bd. II dieser Sammlung). Da deren zweite Auflage vermutlich erst Ende d. J. erscheint, so sei hier noch bemerkt, daß die dort genannte erste Periode nach Bacher mehr als Vorbereitungsstadium aufzufassen ist, und ferner, daß gerade die mittelalterlichen Thalmudverbote der Beschäftigung mit der Kabbalah günstig waren, die im wesentlichen unverfolgt blieb, da man in ihren drei „Säulen" der Emanation, in ihren drei „Reichen" usw. Dreieinigkeits-Anklänge fand. Ich werde s. Z. Gelegenheit haben, genauer zu zeigen, daß die Wurzeln dieses „Mysteriums der Dreiheit" auf jüdischem Gebiete bis zu Philo zurückgehen, der gelegentlich (de sacrificiis I, 173; de Cherubim 144) dem Absoluten zwei „oberste Kräfte" — Güte und Macht — zuschreibt, aus deren Verbindung „das Dritte, zwischen beiden Vermittelnde, der Logos" sich ergebe. Zugleich stelle ich schon hier nach der Rezension von „Eljaqim" (Jüd. Rundschau 1904, Nr. 46/47) richtig, daß die heutigen „Chassidim" keine bornierte Orthodoxie, sondern „eine religiöse Reaktion gegen Gesetzesstrenge und einseitig juristische Gesetzesforschung" darstellen, und daß trotz vielen abergläubischen Auswüchsen, zumal ihrem magischen Wunderglauben, ihre Mystik einen optimistischen ethischen Kern in sich birgt. Allerdings gehört diese Art Mystik nicht mehr in das Gebiet der eigentlichen Gnosis, und den ethischen Kern umgibt manche Schlacke.

Nicht nur ein ethischer Kern, sondern geradezu ethische Grundtendenz ist der Gnosis zuzuschreiben, der jüdischen wie den meisten der sonstigen Arten dieses Erkenntnisstrebens. Denn dieses Streben geht nicht auf theoretische Erkenntnis von Gott und Welt um der Erkenntnis willen aus, sondern hat einen eminent praktischen Zweck: durch Erkenntnis des universalen Heilsweges die Menschheit erlösungsfähig zu machen, fähig zur **Erlösung** aus der Macht und der Nacht dieser materiellen Welt. Die Antwort auf die Frage: Was muß ich tun, daß ich selig werde? — enthält fast allenthalben den ethischen Imperativ: Mache dich auf, werde Licht!

Daß man die Erlösungsmöglichkeit nur dann in der Hand habe, wenn man die bei dem großen Erlösungsorganismus in Betracht kommenden Mächte genau kenne, sie mit Namen zu nennen vermöge, ist der Grundgedanke aller Gnosis, auch der jüdischen. Der Name ist identisch mit dem Wesen eines Gegenstandes. Indem Adam im Paradiese die Lebewesen benennt, tut er seine Herrschaft über sie kund. Indem man den Namen einer Gottheit nennt, sucht man sich mit ihrem Wesen zu verbinden. Je mehr Beinamen einer solchen man zu nennen vermag, desto mehr von ihren Wirkungskräften kann man auf sich herabziehen. So reden die Babylonier Sin, den ältesten ihrer weltbeherrschenden Götter (unter fortwährender Wiederholung von „Vater, Nannar“ und „Herrscher unter den Göttern“) am Eingange eines alten Hymnus mit folgenden

Beinamen an: „Herr, Herrscher unter den Göttern, im Himmel und auf Erden allein groß, Vater, Nannar, Herr Gott Anschar, H. unter den G., Vater, Nannar, Herr, großer Gott Anu, — — Gott Sin, — — Herr von Ur, Herr von Gischschirgal, — — Herr der Kopfbinde, — — willkommen an Königsherrschaft, — — im hehren Gewand einherschreitend, — — kräftiger Farre mit starken Hörnern, vollkommenen Gliedmaßen, üppigem, vollem, dunklem Bart, sich selbst erzeugende Frucht, herrlich anzuschauen, an deren Fülle man sich gar nicht satt sehen kann, alles gebärender Mutterleib, deinen glänzenden Wohnsitz bei den Lebewesen aufschlagend, barmherziger, gnädiger Vater, in dessen Hand des ganzen Landes Leben liegt" usw. (noch etwa 2 Dutzend solcher Epitheta). Daher bei Philo die genaue Benennung der aus einander emanierten göttlichen Mächte und Wesenheiten — diese „endlosen Genealogien" des Paulus; daher andrerseits auch die genaue Benamsung der verschiedenartigen Dämonen in rabbinischer Zeit. — Der strenge Rabbinismus allerdings verwarf beim öffentlichen Gebete die Häufung der Beinamen Gottes, weil er darin die Gefahr gnostischer Ketzereien sah. Der „Schêm hamephorâsch", d. h. der 12- oder 42-buchstabige Gottesname — nämlich die Gesamtheit der 3 bezw. 10 schöpferischen und weltregierenden Eigenschaften Gottes, deren Namen 12 bezw. 42 Buchstaben enthielten [1] — zu der Zeit des

[1] Es ist W. Bachers Verdienst, dieses Rätsel gelöst zu haben. Als zehn weltschöpferische und weltregierende Eigenschaften Gottes (es sind die Urbilder der kabbalistischen 10 Sephirôth) werden im babylonischen Thalmud (Chagigah 12a) genannt: „Weisheit, Einsicht, Erkenntnis, ferner Kraft, Macht, Strenge, Gerechtigkeit, Recht, Liebe und Erbarmen." Die hebräischen Namen der ersten

zweiten Tempels anfangs noch öffentlich vom Hohenpriester ausgesprochen, wurde später nur den „Sittlichgefesteten" unter den Priestern und nach der Tempelzerstörung nur noch reifen Rabbinenschülern überliefert. Wie man durch Aussprechen dieses weltbeherrschenden „Namens" übermenschliche Kräfte auf sich herabzuziehen glaubte, habe ich in m. Kabbalah kurz gezeigt. Ebenso gab die Kenntnis der Namen der finsteren Mächte Gewalt über sie, zumal in Verbindung mit genauer Kenntnis des wirkungsmächtigen Gottesnamens. — Die Bekanntschaft mit dieser uralt-orientalischen Anschauung ist nötig, um manches Auffallende im folgenden zu verstehen. Man darf nie vergessen, daß die weitere Ausbildung der rabbinischen Gnosis in Babylonien und in Nordpalästina (hier in nächster Nachbarschaft zu syrischer, mittelbar sehr stark babylonisch beeinflußter Geheimwissenschaft) geschah.

Mit der allgemein orientalischen Weltanschauung stimmte man überein; aber man durchdrang sie jüdisch-monotheistisch[1]: Gewiß, Himmlisches und Irdisches entsprechen sich bis ins Kleinste; aber das ist eben der Weltplan des einen, heiligen Gottes. Gewiß, die Gestirne

---

drei enthalten 12, die aller zehn Eigenschaften mit Einschluß des Tetregrammatons (Jhwh) dagegen 42 Buchstaben. — Diesen hohen Gottesnamen lehrte man, so heißt es Kidduschin 71 a, anfangs jedem, später nur den Sittlichgefesteten unter den Priestern. Râb (3. Jahrh. n. Chr.) sagt hinsichtlich des rabbinischen Weitertradierens, man dürfe diesen Namen nur einem Schüler überliefern, der sittsam und bescheiden sei, in der Mitte des Lebens stehe, weder zornig, noch ein Trinker, noch rechthaberisch sei. Wer diesen Namen kennt und in Reinheit behütet, der ist beliebt im Himmel, beliebt auf Erden, angesehen bei den Menschen und Erbe dieser und jener Welt.

1) Ich verweise hierfür wiederum auf mein „Babylonisch-Astrales in Thalmud und Midrasch" (Leipzig 1906).

bestimmen das Schicksal der Menschen; aber Gott steht über den Gestirnen, die seine Diener sind. Über seine Erwählten, die religiös-sittlich Veredelten, herrscht er, nicht ein blindes Sternengeschick, und Gebet und Reue „zerreißen das Fatum“. Gewiß, der Mensch ist sündig — die rabbinische Mystik streift sogar die Erbsündenlehre — aber in ihm lebt ein göttlicher Funke, der nach oben strebt, durch alle sieben Himmel hindurch zum obersten Paradiese: sein freier, gottverwandter Wille, der über die Sündenfinsternis siegen kann!

Ähnliche monotheistisch-ethische Gedanken hatte das Christentum, insonderheit der Paulinismus, nach den uns vorliegenden Quellen z. T. früher als der Rabbinismus entwickelt, jedenfalls aber in scharfer Ausprägung weiter in der Menschheit verbreitet als der Rabbinismus vor der Tempelzerstörung.[1] Das Christentum hatte noch dazu den Vorteil, einen persönlichen Bürgen der Erlösung, einen nicht nur konstruierten, sondern der historischen Wirklichkeit angehörigen, individuellen Heiland zu besitzen und zu lehren. Dies gab dem christlichen, zumal dem aus heidnischen Kreisen hervorgegangenen christlich-orientalischen Gnostizismus seinen ganz besonderen Charakter.

---

[1] Das heute (auch bei Harnack) übliche Reden von einer methodischen Missionstätigkeit des außerpalästinischen (Diaspora-) Judentums beruht auf starken Übertreibungen und, wie mir scheint, besonders auf einer Verkennung des unabsichtlichen Missionierens durch das Beispiel einer geläuterten Religion innerhalb der heidnischen, religiös-sittlich stark zersetzten Umgebung. — Ebensowenig kann ich H.'s Ansicht teilen, daß die Zerstörung Jerusalems geradezu ein Glück für das Judentum gewesen sei.

Zweites Kapitel.

Christlicher Gnostizismus.

1. Allgemeiner Charakter.

Die echte christliche Gnosis ist die Kenntnis der Heilswahrheit in der von Christus und den Aposteln geoffenbarten Form. So wird das Wort im Neuen Testament gebraucht.

Die ketzerische Gnosis auf christlichem Boden ist die vermeintliche Erkenntnis eines kosmisch-ethischen Heilsweges, für dessen Darstellung außer altorientalischen Astralanschauungen allerlei vorderasiatische Mysterienweisheit unter Einfluß christlicher und z. T. auch alexandrinischer Ideen verwendet ist.

Diese Richtung ist durch ihren Kampf mit der christlichen Kirche und durch ihre starke Befehdung seitens der Kirchenväter meistenteils unter den verschiedenen Arten der Gnosis allein als „Gnostizismus" bekannt; mit Ausnahme einiger weniger Originalschriften kennen wir sie fast lediglich aus den Citaten der ketzerbestreitenden patristischen Schriften. Die natürliche Lückenhaftigkeit und subjektive Färbung jener Berichte hat zur Folge gehabt,

daß in den Darstellungen dieser geistigen Bewegung lange Zeit deren wahrer Charakter verkannt wurde, indem man sie einseitig als eine Familie philosophischer Systeme darstellte; erst die neueste Forschung hat erkannt, daß es diesen, wie überhaupt den meisten Gnostikern, keineswegs auf Philosophie als Selbstzweck, sondern hauptsächlich auf kosmisch-mystische Erkenntnis als Mittel zur Erlösung, auf die praktische religiös-ethische Wirkung ihrer Lehren ankam.

2. Ursprung.

Die einseitige frühere Darstellung hat bis in die neueste Zeit hinein den wahren Ursprung dieser Theologumena verborgen bleiben lassen. Am zeitigsten hat man eingesehen, daß sie aus der neutestamentlichen, der echten christlichen Gnosis, nicht konsequent abgeleitet werden können, dann aber auf alles Mögliche herumgeraten. Zwar ist selbst in der neuesten Auflage der protestantischen Real-Encyklopädie der Artikel „Gnostizismus" — obwohl sein Verfasser an und für sich Kühnheiten nicht scheut — noch reichlich babelscheu; indessen darf man nach den grundlegenden Arbeiten von Keßler und Anz (s. Literaturverzeichnis) unbedenklich sagen: Wer heute noch den letzten Ursprung des „christlichen" Gnostizismus — und ebenso fast alles Gnostizismus — im Pythagoreismus, Orphismus, Alexandrinismus, in den ägyptischen Mysterien oder gar im Neuplatonismus Plotin's (der gerade den Gnostizismus bekämpft) suchen zu sollen glaubt, der gleicht dem Kuxhafener, der die Quelle des mächtigen Elbstromes zu Magdeburg oder Torgau, oder „sicherlich" in Dresden, schließ-

Fig. 3. Nördliche Halbkugel des antiken Himmelsglobus.
(Nach Volney, Les Ruines.)

Die zwei, den oberen Halbkreis des Kreises auf S. 24 und den unteren Halbkreis des Kreises auf S. 25 durchschneidenden Kreisbogen sind die beiden Hälften des Tierkreises. (Die Planeten sind auf dieser Darstellung des Fixstern-Himmels natürlich fortgelassen.)

Fig. 3. Südliche Halbkugel des antiken Himmelsglobus.
(Nach Volney, Les Ruines.)

Die zwei, den oberen Halbkreis des Kreises auf S. 24 und den unteren Halbkreis des Kreises auf S. 25 durchschneidenden Kreisbogen sind die beiden Hälften des Tierkreises. (Die Planeten sind auf dieser Darstellung des Fixstern-Himmels natürlich fortgelassen.)

lich bei Leitmeritz oder allerhöchstens bei Königgrätz gelegen wähnt.

Der kosmisch-astrale Charakter des Gnostizismus entstammt der babylonischen Religion, ebenso seine Wertschätzung mystisch-magischer Kulthandlungen. Die Kirchenväter leiten ihn direkt von den „Magiern" ab, das Mutterland der Magie aber ist Babylonien. „Die massenhaften Beschwörungsformeln, die uns in der Keilschrift erhalten sind und alle Gebiete des täglichen Lebens umspannen", beweisen für Anz (a. a. O.) mit Recht, daß man sich von der Bedeutung der Magie in der babylonischen Religion kaum eine zu weit gehende Vorstellung machen kann, wie andererseits aus den babylonischen „Zaubertexten" eine tiefe Erlösungssehnsucht spricht. Von hier übernahm die Mithrasreligion, die als Lagerreligion die halbe römische Welt eroberte, den Erlösungsgedanken und den Erlösungsprozeß, aus Babylonien ist der ägyptische Isis- und Osiris-Kult, der Adonis-Thammus-Kult in Syrien, das ganze Mysterienwesen geflossen. Speziell aus den in Syrien heimischgewordenen Mysterienlehren und Mysterienbräuchen übernahm der sog. christliche Gnostizismus in seiner ersten Form, der vielfältig gestalteten ophitischen Gnosis, aus der sich dann unter hellenistischen Einflüssen die valentinianische Gnosis bildete, seine Grundgedanken. Selbst der gnostische Welterlöser, der Christos Sotêr, ist schon in Marduk - Mithras vorgebildet, der gnostische Naasenerhymnus auf jenen, der vom „Vater" die Erlaubnis zur Erlösung der Erdenwelt erbittet, erinnert in fast wörtlichen Anklängen an einen babylonischen Zau-

bertext, in dem Marduk seinen Vater Ea bittet, ihn als Helfer zu einem Hilfeflehenden zu senden.

3. Lehren.

Indessen, so sehr auch die gnostische Metaphysik mit dem Hervorgehen der Äonen (sowohl der 7 bezw. 8, oder 12, oder 365 „Archonten“ = Planeten bezw. Tierkreisbilder, bezw. Jahrestage usw.) und ihrer meist paarweisen Emanation[1] aus der Verbindung des Bythós (= Ea-Anu) mit der Sophia (Achamoth = Ischtar als Weltmutter) usw. an babylonischen Astralismus erinnert, wie der gnostisch-kosmische Sotêr an Marduk etc. — in einem zeigt sich doch der christliche Erlösungsgedanke in diesem Gnostizismus mächtig wirksam: wie der Christus des Neuen Testaments dem Tode die Macht genommen hat, so hat der gnostische Christos Sotêr die Welt befreit von dem ehernen Walten des Sternenschicksals, von dem unabänderlichen Einflusse der astralen Vorgänge auf das Menschengeschick und auch auf das sittliche Verhalten des Einzelnen! Es geht wie ein freudiges Jauchzen durch diese Gnosis hindurch, daß Christus den Einfluß der weltbeherrschenden Planeten, der 7 Archonten -- die wegen ihrer blinden Schicksalsbeeinflussung im ganzen Gnostizismus einen erlösungs-feindlichen Charakter tragen — soweit gebrochen hat, daß ihr Bestreben, den Aufstieg des Menschen zur göttlichen Lichtfülle (Pléroma) und damit seine Erlösung zu hindern, überwunden werden kann! (Zum folgenden s. u. S. 133ff.)

---

1 Vergleiche die 21 paarweisen (männlich - weiblichen) Emanationen des babylonischen Anu bei Anz.

Damit diese Erlösung geschehe, ist aber für den zu Erlösenden genaue Kenntnis (Gnosis) des Heilsweges nötig. Dieser Heilsweg empor aus den finsteren Banden der Materie zum Lichte reiner Geistigkeit führt durch die abgestuften Bereiche der Äonen, der kosmischen „Mächte". Bis an die Grenze des „Pléroma" (s. o.), wo die Vereinigung der Seelen mit der göttlichen Sophia erfolgt (beim „Gastmahl der Sophia"), sind diese kosmischen Mächte Hindernisse des Weges. Um diese zu überwinden, muß man sie genau kennen, was eben die Gnosis lehrt. (Vgl. den gleichen Gedanken oben S. 18f.) Aus diesem Grunde mußte der erlösungsbeflissene Gnostiker, wie z. B. Epiphanius berichtet, und worüber der heidnische Rationalist Celsus bei Origenes spottet, „mit saurer Mühe" die „barbarisch klingenden" Namen der verschiedenen „Mächte" und ihrer Bereiche geradezu auswendig lernen, damit er bei den einzelnen „Stationen" die Archonten usw. bei Namen nennen und dadurch überwinden könne. Um aber überhaupt so geläutert zu werden, daß man aufsteigen könne, dazu sind läuternde Mysterienhandlungen für die Seele notwendig, die „Mysterien des Lichts, die ins Reich des Lichtes führen", wie es in dem Buche Pistis Sophia heißt. Hierzu gehört u. a. auch die Taufe, wie ja auch schon bei den Babyloniern das Wasser läuternde Kraft besitzt. (Vgl. unten Seite 91.) Diese vom Christos Sotêr gelehrten Mysterien wirken „ex opere operato" schon durch ihren bloßen Vollzug, sogar für bereits Gestorbene.

Gegenüber solch' hoher Wirksamkeit und Bedeutsamkeit des Christos Sotêr ist der Gott des Alten Testaments

hier zu einem bloßen „Demiurgen“ (Bildner) der materiellen Welt degradiert und als solch’ niederer „Äon“ im Grunde eine der erlösungshinderlichen Mächte; hieraus erklärt sich z. T. die trotz mancher Entlehnungen aus dem Judentume (z. B. bei verschiedenen Äonen-Namen usw.) fast überall in der Gnosis — selbst bei den Mandäern (S. 37) — zu bemerkende Geringschätzung, ja Befehdung der jüdischen Religion.

Eine Vorführung sauber etikettierter, einzelner angeblicher „Systeme“ des „christlichen“ Gnostizismus würde nicht nur den Rahmen dieser Schrift weit überschreiten, sondern auch an und für sich verfehlt sein, weil erstens das Quellen-Material noch nicht in dem Grade kritisch bearbeitet vorliegt, um überall ein sicheres Urteil zu gestatten, und zweitens sich die einzelnen Lehrmeinungen heute wenigstens nicht so schön von einander scheiden lassen, wie das in den „systematischen“ Darstellungen geschieht. „Ophiten“ nennen sich z. B. ganz verschiedene gnostische Richtungen, von den eigentlichen Ophiten an, die in der Paradiesschlange die Offenbarerin aller Gnosis sahen, bis zu solchen, die der sog. valentinianischen Gnosis nahe stehen; die meisten „ophitischen“ Gnostiker wissen von jenem Schlangen-Theologumenon gar nichts, und unter ihnen befinden sich solche, die (wie der Verfasser der „Bücher Jêu“ und der „Pistis Sophia“) fast völlig in Mysterienlehren aufgehen, und andre, die „Mysterium“ und „Gnosis“ trennen und das Mysterium — wohl unter hellenistischem Einfluß — für nicht nötig erklären.

Das Gefährliche des Gnostizismus für die Lehre und

den Glauben der christlichen Kirche lag darin, daß er der Erlösungslehre und dem Erlösungsglauben des Christentums erst den wahren „wissenschaftlichen" — d. h. für die damalige Zeit: den astralwissenschaftlichen — Unterbau zu geben und Wissen, Glauben und Ethik aufs innigste zu vereinigen schien. Er kleidete sich vielfach geradezu in ein christlich schimmerndes Gewand, z. B. in den apokryphen „Apostelgeschichten", zumal in den „acta Thomae". Die der menschlichen Vernunft so dunkle Lehre vom heiligen Geist erlangte hier scheinbar völlige Aufklärung, indem er mit der „Sophia", der göttlichen Weisheit, der Mutter der ganzen Schöpfung, identifiziert und als „Mutter der sieben Himmelshäuser, deren Ruhe im achten ist", angerufen wurde; das war in Übereinstimmung mit der kosmischen Anschauung von den 7 Himmeln, über denen sich der höchste (der babylonische Anu-Wohnsitz) befindet, zu dem die Seele durch den „feurigen Durchgang" (den babylonischen Nibiru-Punkt, d. h. den Scheitelpunkt der Planetenbahnen) gelangt zum „Gastmahle der Sophia", das man im Gleichnis vom königlichen Abendmahl im N. T. angedeutet fand. So werden alle neutestamentlichen Erzählungen und Lehren spiritualisiert. Die kirchliche Hochschätzung der Sakramente (griechisch: Mystéria) wurde im Gnostizismus noch überboten an mystischer Verehrung und — an Zahl der „Mysterien". Innig christlich klang es, wenn man in den „acta Thomae" den Apostel über dem heiligen Salböle (Chrisma) beten ließ: „Ja, Herr, komm und wohne auf diesem Öle, wie du auf dem Holze gewohnt hast.... Laß deine Gabe kommen, die du gegen deine Feinde aushauchtest, daß sie zurück-

wichen, . . . und laß sie wohnen auf diesem Öle, über das wir deinen Namen anrufen.“ Nur war der Angerufene der kosmische Christos Sotêr, und unter den „Feinden“ wurden in Wirklichkeit die 7 bösen „Archonten“ verstanden. Klang es ferner nicht ganz christlich, wenn über dem Taufwasser gebetet wurde: „Es komme das Wasser von dem lebendigen Wasser, das Wesenhafte und uns Gesandte von dem Wesenhaften, die vom Ruheort uns gesandte Quelle, die Kraft des Heils, die von jener Kraft ausgeht, die alles besiegt und alles ihrem eigenen Willen unterwirft?“ Aber mit dem lebendigen Wasser ist der geistige Himmelsozean gemeint, mit dem Ruheort der Wohnsitz der Sophia usw. Wenn in den „acta Josephi fabri“ Jesu irdischer Vater betet: „Laß auf dem Wege zu dir den Engel, dem ich vom Tage meiner Geburt her anvertraut bin, sein Antlitz nicht von mir wenden, . . . laß die feindlich Blickenden sich mir nicht nahen auf meiner Bahn, bis ich zu dir komme in Unschuld, und laß die, welche an den Toren sind, meiner Seele den Eintritt nicht verwehren, noch die Löwen (sibâu, lies: sabâtu, die ‚Sieben‘) mir nicht nahekommen, und laß die Fluten des Feuerstroms, die jede Seele zu durchschreiten hat, meine Seele nicht versenken, bevor ich deiner Gnade Herrlichkeit erblicke“ — so klingt das wie ein Gebet um Errettung aus dem Fegefeuer, geht aber in Wahrheit auf den gnostischen Aufstieg der Seele durch die feindlichen Planetensphären und die feurige Pforte (s. S. 30, unten S. 136) ins obere Lichtreich.

Die Kirche — ganz besonders deutlich sehen wir es bei dem hochgebildeten Clemens von Alexandria — verfuhr

ähnlich wie der Rabbinismus. Wie sie aus den Göttern der Völker Heilige machte, so nahm sie hier den wirksamen orientalischen Bilder- und Farbenschmuck an, aber als äußere Umkleidung ihrer orthodoxen Lehre, die sie an die Stelle des im innersten Grunde heidnischen kosmischen Systems der Gnostiker setzte. Ihre sich immer fester schließende Organisation in Lehre und Verfassung, wodurch sie zur „allgemeinen" (katholischen) Kirche, zur Weltkirche, wurde, gab ihr das Übergewicht über die buntscheckige Menge der gnostischen Richtungen. Erst als diese in dem seinem Ursprunge und seiner innersten Natur nach heidnischen Manichäismus ihre höhere Einheit fanden, wurde die Gnostik noch einmal zu einem gefährlichen, ja zum gefährlichsten Gegner der christlichen Kirche.

Bevor wir jedoch hierauf eingehen, ist der Mandäismus zu betrachten, aus dessen ursprünglichster Form der Manichäismus vieles entnommen hat.

Drittes Kapitel.

Mandäismus.

1. Allgemeine Charakteristik.

Der Mandäismus — dessen Anhänger, die Mandäer, noch heute in den alten Wohnsitzen am unteren Tigris in der babylonischen Landschaft Maischân (Mesene) leben — hat seinen Ursprung in der Gemeinde der alten Mughtasilâ (sich Waschenden, Taufenden) oder Menakkedê (Reinen). Diese, ursprünglich wohl Anhänger der aramäischen Volksreligion Babyloniens, erfuhren starke parsisch-dualistische Eindrücke, zu denen sich nicht unerhebliche jüdische und endlich noch christliche, auch z. T. indische Einflüsse gesellten. Wegen ihrer der christlichen Taufe und Eucharistie nachgebildeten Bräuche nannte man die Mandäer bei ihrer Wiederentdeckung im 17. Jahrhundert „Johanneschristen", obwohl sie den Christen des Neuen Testaments nur etwa insoweit gleichen, wie der heutige italienische Cicerone dem berühmten Redner oder wie die modernen Griechen den Zeitgenossen des Perikles. Nicht so christlich angeregt, wie der „christliche", nicht so scharf ausgeprägt wie der manichäische Gnostizismus, nimmt der

Fig. 4. Aufriß eines babylonischen siebenstufigen Tempelturmes.

Mandäismus eine Sonderstellung unter den gnostischen Richtungen ein.

2. Lehren.

Bei dem oben bemerkten innigen Zusammenhange zwischen Gnosis und Mysteriologie rechne ich hier wie beim Manichäismus die „Mysterien" (Kultbräuche) der Kürze halber mit zur „Lehre" im weiteren Sinne.

In der Kosmogonie der Mandäer existiert uranfänglich eine große Trias, Pîra rabbâ (große Frucht = Mânî's Lichterde?), Ajar sivâ rabbâ (großer Glanz-Äther = Lichtäther Mânî's) und Mânâ rabbâ (großer Geist = Mânî's „Vater der Herrlichkeit"). Dieser ruft dann hervor, d. h. schafft, zunächst das „Erste Leben" (Hajjê kadmâjê), später das „Zweite Leben" (Hajjê thînîanîjâ), darnach auf dessen Anregung den „Kenner des Lebens" (Mandâ de Hajjê), sowie noch eine große Anzahl von Utrâ's (Emanationen). Einige von diesen Utrâ's wollen selbst eine Welt schaffen; sie bilden den Cheschûchâ (die finstere Welt). Gegen sie wird nun von den oberen Mächten der Mandâ de Hajjê ausgesandt, gerüstet mit Kleid, Stab, Krone und Gürtel. Er besiegt nach einander die finsteren Gegner und wirft sie in das „schwarze Wasser". Hierauf schaffen das „Leben" und Mandâ de Hajjê den Schöpfer der Erden-Welt: Gabreîl schelîchâ (den „Apostel Gabriel"; vgl. oben S. 12). — Nach einer zweiten, jüdisch beeinflußten Version heißt der Weltschöpfer: Petâhîl, dem sein böses Weib Ruhâ (Geist) und ihre 7 Söhne (die 7 Planeten?) viel zu schaffen machen. Die erste Menschenschöpfung schlägt fehl, da er

3*

die Seele vergessen hat. Das „Leben“ gibt ihm dann drei Helfer mit (Hibil, Schithil, Anôsch = Abel, Seth, Enosch). Als nun unter deren Mitwirkung Adam und Eva geschaffen sind, wollen Ruhâ und ihre „Sieben“ (Planeten) Eva verführen und Adam töten, werden aber verhindert, worauf die „Sieben“ und die „Zwölf“ (Malwâschê, d. h. die 12 Tierkreisbilder) allerhand böse Wesen und Dinge in der Welt hervorrufen.

Später wird diese im wesentlichen rein kosmogonische Lehre bedeutend umgeformt. Da ist zu Anfang der über alle Begriffe erhabene Lichtkönig da. Dieser ruft hervor des „zweite Leben“, dieses den Mandâ de Hajjê oder den „Urmenschen“ (gabrâ Kadmâjâ).[1] Nach diesem werden Hibil, Schithil und Anôsch emaniert, zuletzt Johannes der Täufer.

Das „zweite Leben“ wollte sich über den Lichtgott erheben und wurde deshalb aus der oberen Lichtwelt in eine etwas tiefere versetzt. Hier emaniert es viele Söhne (Utrâ's), als letzten Abâthûr, der an der Grenze (vgl. S. 135 f.) der Lichtwelt bei dem Tore zur Erdenwelt sitzt und nur die Verstorbenen hinaufläßt, die auf seiner Wage voll befunden werden. Abâthûrs Sohn Petâhîl wird aufgefordert, Menschen zu bilden. Er tut dies, nach einigen Stellen unter Beistand der bösen „Sieben“ (Planeten) und anderer Dämonen, so daß der Mensch ähnlich wie bei Mânî bösen Ursprung hat. Während aber dieser von biblischen Personen wenigstens den Adam, Seth, Noah, Abraham, den Messias („Wort Gottes“) und seinen Geist, sowie den Paulus anerkennt, heißt es bei den Mandäern, 6000 Jahre nach Nû (Noah) sei der

[1] Vgl. S. 16 den Adâm Kadmôn der Kabbalisten.

falsche Prophet und Sonnenanbeter Abrâhîm (Abraham) aufgetreten, dann der (auch von Mânî für einen solchen erachtete) falsche Prophet Mîschâ (Moses), dann der Dämonenfreund Schlîmûn (Salomo), hierauf der Zauberer Jischu Meschîcha (Messias Jesus). — Vor ihm war als einziger wahrer Prophet erstanden Juhânâ Bar Zkarjâ (Johannes, Zachariä Sohn, der Täufer), eine Verkörperung des Mandâ de Hajjê, der schon zur Zeit der Sündflut die Leute zur Buße ermahnte. („Johannesjünger" hießen später die Mandäer wohl wegen dieser Bevorzugung des Täufers.) Sein ebenfalls himmlischer Bruder Anôsch Utrâ (Äon Enosch) tat Wunder, klagte den falschen Propheten Jischu an und bewirkte dessen Kreuzigung, predigte die wahre Religion, kehrte in die Lichtwelt zurück, sandte aber vorher noch 360 Apostel aus. — [Als letzten falschen Propheten bezeichneten die späteren Mandäer den Mohammed, den sie außer Muhamad auch Ahmat bar Bizbat nennen.]

Auf diesem kosmischen System erhebt sich die mandäische Lehre vom Aufstiege der Seele in das Lichtreich. Wenn sie, die im Leben unter der Knechtschaft der bösen „Sieben" geschmachtet hat, nach dem Tode emporzusteigen sucht zur Lichtwelt des „ersten Lebens", muß sie zuvor durch sieben (bezw. 8) Stationen (Matartâ) hindurch, die wohl den sieben babylonischen Planetensphären (den „sieben Himmeln") entsprechen.[1] Bei einer jeden dieser

[1] Ich gebe die mandäischen, sodann die entsprechenden babylonischen Planetennamen und ihre Bedeutung: Schamesch (Schamasch: Sonne), Sin (Sin: Mond), Dilbat (Dilbat: Venus), Bel (Bel, Marduk: Jupiter), Nbû (Nabû, Nebo: Merkur), Kewan (Kaimânu, Ninib: Mars-Saturn), Nerig (Nerigal, Nergal: Saturn-Mars). — Kewan, Bel und Nbû auch bei Persern, Syrern, Juden; Sin, Dilbat, Nergal bei den Syrern.

Stationen, die noch unvollkommenen Seelen als Aufenthalt dienen, muß sie gewisse Formeln sagen, die sich auf den Namen des Orts und die Art seiner Bewohner beziehen; dann gelangt sie weiter empor. Außer dieser Kenntnis (Gnosis) muß aber die Seele behufs sicheren Aufstiegs noch zwei Eigenschaften besitzen: auf den Namen des Lichtgottes getauft sein und im Leben gute Werke getan haben. Ist auch die Station des Schamesch (Sonne) überwunden, so geht es in das Lichtreich ein, und die Seele, die vorher seufzte (Genzâ, linke Seite 88, 24): „Ich habe Furcht vorbeizugehen bei den Bewohnern der Matartâ, die am Wege hausen", singt nun fröhlich das Lied (Genzâ linke Seite 89, 1 ff.):

„Wie freue ich mich, wie freut sich mein Herz,
„Wie freu' ich mich des Tags, da mein Streit ist gelöst,
„Da mein Streit gelöst und zum Orte des Lebens ich gehe.
„Ich fliege, zur Wache des Schamesch schon bin ich gelangt;
„Ich rufe: Wer führt mich vorbei an der Wache des Schamesch?"
(Antwort:) „Dein Lohn, dein Werk, deine Rechtschaffenheit,
„Deine Tugend, sie führen vorüber dich."

Zwei Sakramente, Taufe und Eucharistie, haben die Mandäer von den Christen übernommen. Neben der Selbsttaufe kannten sie die Taufe durch einen Priester, die bei den Kindern alsbald nach der Geburt, bei Erwachsenen vor und behufs ihrer Aufnahme in die Mandäergemeinde vorgenommen wurde, in beiden Fällen unbedingt in fließendem Wasser und durch völliges Untertauchen. Nach der Taufe ward dem Getauften dreimal Sesamöl über die Stirn ge-

strichen. — Die Eucharistie wurde ebenfalls im Freien an fließendem Wasser gefeiert. Sie bestand aus dem Genusse der aus ungesalzenem und ungesäuertem Weizenmehl gebackenen Hostie, die vom Priester ins Wasser getaucht und jedem der am Ufer stehenden Teilnehmer an der Feier in den Mund gesteckt wurde, sowie aus dem Trinken des ebenfalls vom Priester aus dem Flusse mit einer Schale geschöpften Wassers. Zugelassen wurden nur Getaufte von gutem Ruf und Wandel. Das Eintauchen der Hostie sowie das Verbot für die sie Genießenden, sie mit der Hand zu berühren, erinnert an stellenweise geübte christliche Bräuche.

Gebetszeiten waren: Bei Sonnenaufgang, mittags, kurz vor und bald nach Sonnenuntergang; einige verwarfen das Beten am zuletzt genannten Termine.

Fasten war streng verboten.

Die Ehe wurde von den Mandäern nicht nur erlaubt, sondern sogar warm anempfohlen.

Über das Verhältnis zur babylonischen, parsischen, jüdischen und christlichen Religion kann das unten Kap. 4, Abschnitt 3 Gesagte mit verglichen werden. Hier sei nur hinsichtlich des Verhältnisses zum Manichäismus kurz bemerkt, daß dieser die Ehe möglichst beschränkte, ja den „Vollkommenen" versagte, dagegen das Fasten vorschrieb. Die Ähnlichkeiten der ethischen Kosmologie fallen ohne ausführlichen Vergleich in die Augen.

Viertes Kapitel.

Manichäismus.

I. Geschichtlicher Überblick.

1. Leben Mânî's.

Mânî ist ebenso wie Buddha, Christus usw. ein Ehrenname und bedeutet wahrscheinlich „hoher Geist". Der eigentliche Name des Begründers des Manichäismus soll nach abendländischen Quellen „Curbicius" oder „Cubricus" gewesen sein, worin K. Keßler mit Recht eine Latinisierung des weitverbreiteten arabischen Eigennamens „Schuraik" sieht.

Nach seiner eigenen, von dem arabischen Chronologen al Bîrûnî (1000 n. Chr.) aus dem Anfange von Mânî's Werke Schâpûrakân gezogenen Angabe ist dieser letzte unter den großen Propheten des Altertums „geboren im Jahre 527 der Ära der Astronomen Babylons, vier Jahre vor dem Ende Artaban's, des letzten Partherkönigs" — d. h. **216** nach Christus — „zu Mardînu am oberen Teile des Kanals von Kuthâ", d. h. in einem Städtchen zwischen Babylon und der damaligen Residenz der Perserkönige, Ktesiphon. Seine

Fig. 5. Babylonische Tempel-Anlage.
(Links fünfstufiger Tempelturm.)

Mutter entstammte dem alsbald (226) von den Sassaniden entthronten altpersischen Königsgeschlechte der Arsakiden, sein Vater, Pâtak Pâpak (arab. Fâtak Bâbak) mit Namen, dem berühmten persischen Stamme der Chaskânier.

Es war eine religiös und religions-philosophisch ungemein angeregte Zeit, in die Mânî hineingeboren wurde. In den Akademien Babyloniens und Palästinas blühte das rabbinische Studium; nachdem eben das Resultat der tannaitischen Geistesarbeit in dem Sammelwerke der Mischnah niedergelegt war, begann gerade jetzt das Wirken der großen „Amoräer", dessen Denkmäler der westliche und östliche Thalmud sind (vgl. Bd. III dieser Sammlung); am unteren Tigris zog die damals wohl im wesentlichen noch heidnisch-gnostische Sekte der Mandäer oder „Sabier" viele an. Dem Orient — in letzter Linie alt- und neubabylonischen Ideen — entsprungen, hatten die neuplatonische Theosophie, die gnostischen Lehren und Riten sowie der als kaiserliche Lagerreligion besonders marschfähige Mithras-Kultus ihren Zug durch die östliche und westliche Kulturwelt angetreten, freilich kräftig bekämpft von dem immer mehr erstarkenden und welterfassenden Christentume, von dessen großen Kirchenvätern Clemens von Alexandria und Tertullian noch immer auf dem Posten standen, Origenes in der Vollkraft seines großen Geistes gegenüber der heidnischen und halbheidnischen die echte, christliche „Gnosis" (Heilswahrheits-Erkenntnis) ausgestaltete.

Ein Jahr noch, und dem blutigen Caracalla folgt auf dem Throne der Cäsaren Heliogabal, die abendländische

Karikatur eines orientalischen Despoten, — zehn Jahre noch, und drohend erhebt im Osten das neupersische Sassanidenreich sein Haupt wider die römische Herrschaft: da birgt jetzt Mesopotamien, die Wiege der Völker und Religionen, das Kindlein, dessen Manneswirken bestimmt ist, noch einmal uraltbabylonische Gedanken in raschem Siegeslaufe über die Welt zu führen, von Chinas Grenzen bis zum fernen Spanien, und selbst nach neun, ja zehn Jahrhunderten noch im Morgen- wie im Abendlande, im Quellgebiete von Euphrat und Tigris, an der unteren Donau, sogar in Deutschland und Südfrankreich (Albigenser) sich noch geltend zu machen und den „Ketzern" (Katharer = „Reine") den Namen zu geben! —

Schon vor der Geburt des Knaben hatte sein Vater Pâtak, eine suchende Seele, den bisherigen Wohnort verlassen, einer dreimal an ihn beim Gebet im heidnischen Tempelvorhof ergangenen göttlichen Weisung gemäß, die ihn zu den Mughtasilâ wies (s. o. Seite 33). Schon im zarten Alter wurde der Sohn, dessen Mutter in Träumen und Visionen (gleich der Mutter des Cyrus u. a.) seine zukünftige Bedeutung offenbart erhalten hatte, von ihm nachgeholt und in Lehren und Bräuchen jener religiösen Gemeinschaft erzogen. Nach 12 Jahren, als der Jüngling im 16. Lebensjahre stand, erschien ihm der Engel El tâum (Gott-Genosse) mit dem Befehle, sich von seiner Umgebung abzusondern und ein reines, beschauliches Leben zu führen. In den nun folgenden 12 Jahren beschäftigte sich Mânî mit dem altorientalischen Religionssystem „nach der Tradition der Gelehrten Babylons" und angeblich auch mit den

Lehren der in Südbabylonien wohnhaften Christen, deren Geistliche Archelaus und Diodorus er nach der Legende in Disputationen widerlegt haben soll. Auch mit dem Buddhismus, dessen Morallehren er später verwendet, scheint er sich bekannt gemacht zu haben; die persische Volks- und Landesreligion hatte er täglich vor Augen. In dieser Vorbereitungszeit hat er sich ferner wohl seine Kenntnisse in Sprachen (Persisch, Aramäisch und Griechisch), in der Schreibkunst und in Philosophie usw. angeeignet. Dem nunmehr Achtundzwanzigjährigen erschien der Engel wiederum und gebot ihm, seine Lehre öffentlich zu verkünden.

Ardaschîr (Artaxerxes), der Begründer der Sassanidendynastie, war gestorben und der Krönungstag seines Sohnes Schâpûr I. (Sapores, S. 48) stand bevor. Diesen Tag, „Sonntag, den 1. Nisan, als die Sonne im Widder stand", d. h. den 20. März 242, wählte Mânî für sein erstes öffentliches Auftreten. Vorbereitet und begleitet von seinem treuen Vater Pâtak, predigte er in Ktesiphon dem zahlreich zu dem Feste zusammengeströmten Volke. Der Inhalt seiner Verkündung? Der Anfang seines Seite 40 erwähnten Schâpûrakân (das Werk ist dem Könige Schâpûr gewidmet) läßt vielleicht darauf schließen. Ähnlich wie später Mohammed (vgl. Bd. IV dieser Sammlung, S. 18, 48 f. u. ö.) bezeichnet er sich dort als den „Gesandten des wahren Gottes", als den letzten und höchsten der Propheten, die — das ist babylonisch und buddhistisch gedacht (Bd. I³, § 107) — in den einzelnen Weltperioden herabgesandt wurden: „Wie vor Zeiten der Buddha in das Land Indien, Zâraduscht

(Zoroaster) in das Land Persien, Isâ (Jesus) in die Länder des Westens, so ist diese Verkündung zuletzt in dem gegenwärtigen Zeitalter durch mich, den Mânî, in das Land Babylon gekommen." — Der Erfolg? Mânî, der tiefe Denker, war nicht so vorsichtig gewesen wie der praktische Prophet des Islam sich später erwies, der erst dann (und auch da nur vor Verwandten) öffentlich auftrat, als er schon 40 Anhänger besaß; Mânî's einziger Anhänger war und blieb vorläufig wohl allein sein Vater. Sein gewiß schon in dieser ersten Rede hervortretender Plan, dem Volke eine bessere als die bisherige Religion, zumal als die offizielle mazdaistische, zu bringen, fand offenbar bei der aus Anhängern der verschiedensten Religionen des sassanidischen Reiches bestehenden Menge, diè zu einem frohen Feste, nicht zu ernster Sammlung herbeigeströmt war, nicht nur keinen Anklang, sondern brachte sicherlich obendrein dem neuen Propheten den Haß des staatlichen Klerus, der persischen Feuerpriester, ein; auf dem Einflusse dieser festgefügten Hierarchie aber beruhte das Emporkommen der Sassaniden! Möglich, daß — wie die Tradition will — Schâpûr sich von dieser Seite bestimmen ließ, auf Mânî zu fahnden; jedenfalls entfernte sich Mânî alsbald aus der Nähe der Residenz und verbreitete auf langen Wanderfahrten seine Lehre zunächst außerhalb und in der Nähe der Grenzen des großen Sassanidenreiches. Vierzig Jahre setzt die Legende für diese Reisen an — was unmöglich ist, da Mânî schon mit 60 Jahren starb; indessen die Zahl 40 bezeichnet (wie schon Goethe zu den 40 Jahren Israels in der Wüste, den 40 Tagen der Sintflut und des Fastens

Jesu usw. bemerkt) symbolisch eine Wartezeit. Während dieser Frist verbreitete sich teils durch den Propheten selbst, teils durch Abgesandte und reisende Anhänger seine Lehre nördlich in Chorasan und den benachbarten Ländern, nordöstlich nach Turkestan, östlich angeblich bis an Chinas Grenzen, südlich tatsächlich nach Indien hinein, vor allem aber im persischen Reiche selbst. Als er nunmehr heimkehrte, durfte er es sogar wagen, durch Schâpûr's Bruder Pêrôz (arabisch Fîrûz), der sein Anhänger geworden war, eine Audienz beim Könige zu erbitten. Bei dieser Begegnung soll nach der Legende der Herrscher durch die imponierende Erscheinung Mânî's, um dessen Haupt und Schultern der „Lichtkönig" (Lichtgott) einen Glorienschein ausgegossen habe, so überwältigt worden sein, daß er nicht nur den Anhängern des Gottgesandten Religionsfreiheit gewährt, sondern sogar seine eigene Bekehrung in Aussicht gestellt hätte. Ob die äußere Erscheinung des Propheten — nach der arabischen Tradition war sein eines Bein einwärts gedreht — so imponierend gewesen, steht dahin; seine entschieden große Geistesschärfe und Sprachgewandtheit dürfte eher Eindruck gemacht haben. Dauernd war dieser aber augenscheinlich nicht; sonst wäre Mânî nicht in die Lage gekommen, nochmals fliehen zu müssen und schließlich von Schâpûr gefangen gesetzt zu werden. Erst nach des Königs Tode (272) wurde er von dessen Nachfolger Hormizd I. freigelassen und wohlwollend behandelt. Als jedoch bald darauf Bahrâm I. (S. 48) zur Regierung gelangte, hatte Mânî's letzte Stunde geschlagen. Vermutlich auf Betreiben der ob seiner steigenden Erfolge erbitterten Feuerpriester, in

deren Händen der schwache Herrscher war, wurde der „Abgesandte des Teufels“ in der neuen persischen Residenzstadt Gundêschâpûr im Jahre **276** (wahrscheinlich im März, vgl. unten S. 79) ans Kreuz geschlagen, worauf man ihm die Haut abzog und sie mit Stroh ausgestopft an einem der Stadttore (seitdem „Tor des Mânî“ genannt) aufhängte. Mit ausgesuchter Grausamkeit wütete man gegen seine Anhänger — wie immer, so auch hier mit dem Erfolge, daß das vergossene Blut der Märtyrer der neuen Lehre welterobernde Kraft verlieh. Mânî's tragisches Ende war zugleich der Anfang für den Siegeslauf des Manichäismus.

2. Zur Geschichte des Manichäismus.

Betrachten wir zunächst die Schicksale des Manichäismus im Orient, so finden wir — wie die im Fihrist al'ulûm (Verzeichnis der Wissenschaften, 988 n. Chr.) des zu Bagdad ansässigen Arabers Abulfaradsch erhaltenen Titel von Briefen Mânî's und seiner ersten Nachfolger (s. u.) zeigen — die Lehre sicher verbreitet und in Gemeinden gepflegt zu Ktesiphon, zu Babylon und Umgebung, in Mesene, Indien, Kashar und Armenien. Turkestan, wo sich schon Anhänger befanden, wurde in der ersten Zeit der Hauptzufluchtsort. Eine Anzahl von Manichäern flüchtete nach der indischen Küste Malabar, wo Manigrama (Sitz des Mânî) ihre Hauptniederlassung war; mit christlichen Flüchtlingen und wohl auch mit Angesessenen vermischt, scheinen sie den Grundstock der sog. indischen „Thomaschristen“ hier gebildet zu haben. Die in Chorasan vorhandenen Manichäer erhielten durch die Verfolgungen unter Schâpûr II. und Chosrau I.

Fig. 6. Schâpûr I.
(S. 44.)

Fig. 7. Bahrâm I.
(S. 46.)

Fig. 8. Schâpûr II.
(S. 47.)

Fig. 9. Marduk's Drachenkampf I. (S. 58 und 88.)

neuen Zuzug. Indessen blieb immer eine Zahl im Sassanidenreiche wohnen. Genötigt waren hierzu die Nachfolger Mânî's in der Würde eines Leiters der ganzen Bewegung (Imâm, Patriarch), die nach des Propheten ausdrücklicher Verordnung ständig ihren Sitz in Babylonien haben sollten. Der erste dieser Nachfolger war Sîs. Obwohl nach dem Ende der Sassanidenherrschaft (663 n. Chr.) unter den Arabern bessere Verhältnisse eintraten und nicht wenige von den Geflüchteten zurückkehrten, erschien doch angesichts der immerhin vorhandenen Möglichkeit neuer Verfolgungen und der großen Anzahl nördlich wohnender Manichäer ein anderer Sitz der Zentralleitung richtiger. Infolge der Streitigkeiten hierüber entstand die erste „Sekte" des Manichäismus, indem die unterlegene Partei zum großen Teile über den Oxus nordwärts zog und dort die Gemeinschaft der Dînâwârier (Frommen) bildete. Erst zu Beginn des 8. Jahrhunderts, unter dem babylonischen Imâm Mihr, vereinigten sie sich wieder mit der „Mutterkirche". Gerade die gute Zeit indessen, deren die Manichäer sich damals unter dem auch gegen Juden und Christen toleranten umajjadischen Statthalter erfreuen durften, bewirkte eine neue Sektenbildung, die der Miklasiten, die, entgegen den Vorschriften Mânî's über den Umgang mit Nichtmanichäern kein Bedenken trugen, mit den Mohammedanern, die ihnen so freundlich begegneten, vertrauten Verkehr zu pflegen, ja mit ihnen (Fleisch usw.) zu speisen. Im 10. Jahrhundert erscheint die Lage der Manichäer in Babylonien wieder ungünstiger, da der Sitz des Imâms damals nach Samarkand verlegt ist und in Babylon und Umgebung sich nicht all-

zuviele Anhänger Mânî's befinden. Auch in Samarkand bedrohte schon um 930 der Fürst von Chorasan, Abulchasan Nasr, die dort wohnenden Manichäer mit Ausrottung; da kam diesen Hilfe von dem turkestanischen Tuguzguz-Häuptling, dessen in den Grenzgebieten von China wohnender Stamm wohl schon ein Jahrhundert früher sich zu Mânî's Lehre bekehrt hat (Keßler verweist treffend auf die Parallele der Bekehrung der Khasaren zum Judentum etwa zur selben Zeit); der Häuptling drohte dem Tyrannen, er werde für etwaige Gewalttaten wider die Manichäer Chorasans Vergeltung an den Mohammedanern seines Gebietes üben, und so unterblieb die Verfolgung. In Armenien und dem nördlichen Mesopotamien blühte vom 7.—12. Jahrhundert die manichäisch geartete Sekte der Arevordhik (Sonnenanbeter) oder Paulicianer, die sich in den bulgarischen Bogumilen fortsetzte.

Nach Westen ist der Manichäismus wohl überhaupt erst nach seines Stifters Tode mit vollem Erfolge vorgedrungen, zunächst nach Syrien und Ägypten. Hier fand er einen durch den altheidnischen Mysterienkult und, ganz besonders in Syrien, durch die früheren gnostischen Systeme, deren höhere Einheit und Konsequenz er ja war, wohlvorbereiteten Boden; auch der im Grunde antignostische Neuplatonismus, dessen Hauptrepräsentant Plotinus nur wenige Jahre älter als Mânî war, hatte dennoch hier und weiter nach Westen hin vorgearbeitet. Über Syrien und weiter nördlich über Kleinasien nach Westen und Nordwesten konnte Mânî's Lehre den Spuren des Mithraskultes folgen. Zur eigentlichen Domäne des Manichäismus aber

wurde das römische Nordafrika, die sog. Proconsularis. Am Beginn des 4. Jahrhunderts waren die Länder um das Mittelmeerbecken noch im sicheren Besitze des Christentums; Neuplatonismus und Mithraskult waren für dieses wohl immer noch zu bestreitende Feinde, aber keine lebensgefährlichen mehr. Der Neuplatonismus, sagt Keßler mit Recht, „hatte kein persönliches Zentrum in einem persönlichen Stifter und Erlöser wie das Christentum, daher konnte er nicht gleich diesem volkstümlich werden. . . . Die Anziehungskraft der Mithrasreligion für die römische Welt ließ nach, die Polemik der Kirchenväter, wie des Tertullian und anderer, tat das Ihrige dazu, und das Christentum hatte über den Mithras gesiegt, seine Heiligtümer verödeten". Wie kam es nun, daß der Manichäismus zu dieser Zeit so im Sturm in diese christliche Welt eindringen konnte, so daß z. B. in Ägypten die meisten Metropoliten und Bischöfe samt ihrem Klerus und den Mönchen Manichäer gewesen sein sollen und in der Proconsularis sich aus und neben den christlichen Gemeinden eine blühende manichäische Kirche entwickelte, der bekanntlich selbst ein Augustinus fast ein Jahrzehnt lang angehörte? „Die Urform des Manichäismus," sagt der oben erwähnte Autor treffend, „ist ohne alle Bezugnahme auf die spezifisch christliche Lehre und Praxis, rein paganistisch (heidnisch), während die (frühere) Gnosis in beiden Formen — dem syrischen und dem hellenistischen Gnostizismus — christliche Basis hat und dieses christliche Grundelement hier aus den Vorratskammern der semitischen Volks-Religionen Vorderasiens, dort aus griechischer Philosophie und Mysterienweisheit erweitern

und befriedigender machen will." Nicht die wenigen biblischen, bezw. christlichen, z. T. erst aus zweiter Hand überkommenen Reminiszenzen, mit denen Mânî sein System mehr verbrämt als verwebt hat, bewirkten jenen Erfolg; auch nicht seine (später von Mohammed wiederholte) Versicherung, daß er der von Jesus verheißene „Tröster" (Joh. 14, 16) sei; nicht einmal die mancherlei Anbequemungen an christliche Gedanken und Bräuche im afrikanischen Manichäismus, noch weniger der gigantische Charakter „dieses prächtigen Natur- und Weltgedichts", wie F. Chr. Baur (Das m. Religionssystem) das Ganze dieser Lehre nannte. Nein, was so viele christlich Getaufte „in dieser für religiöse Fragen krankhaft interessierten synkretistisch gerichteten Zeit" vom Christentum sich nicht befriedigt fühlen und nach etwas Neuem sehnsüchtig ausschauen ließ und daher dem Manichäismus in die Arme trieb, war dasselbe Mißverständnis, das noch heute so viele auf Irrwege führt: Sie verkannten, daß das Christentum den sündigen Menschen erlösen, nicht metaphysische Welträtsel lösen will, daß es lediglich fragt: „Was muß ich tun, daß ich selig werde", nicht aber: Was war, was ist, was wird sein, warum und wie? — daß es innerlich zu erfahrende Heilswahrheiten, nicht kosmische Theorien offenbaren will, dem cor inquietum (unruhigen Herzen), nicht der glühenden Phantasie Befriedigung geben soll. — Wegen ihrer ethisch-religiösen Unfruchtbarkeit und ihres Wechselns mit dem Stande der jeweiligen Weltanschauungen hatte schon der Buddha dergleichen Spekulationen untersagt (vgl. Bd. I[3] dieser Sammlung, § 334 f.), der Rabbinismus sie nur in be-

schränktem Maße zum Zwecke apologetischer Verwendung — wie Friedländer wahrscheinlich gemacht hat, vielleicht gerade wieder den Gnostizismus — gestattet. Bei tiefgründigem Eindringen in das manichäische System fand trotz aller früheren Sympathien für die einzelnen Anhänger doch ein Charakter wie Augustinus (S. 56) den Kopf von der unwissenschaftlichen Spekulation verwirrt, das Herz unbefriedigt. Es gelang ihm, das Haupt der afrikanischen Manichäer, Faustus von Mileve, in einer 33 Bücher starken Streitschrift zu bekämpfen, den manichäischen Presbyter Felix zur Kirche zu bekehren. — Summarischer verfuhren die Vandalen, die 429 Nordafrika erobert hatten; ihre Argumente waren Feuer und Schwert, im besten Falle Deportation. In Italien, wo wie in Afrika starke, wohlorganisierte Gemeinden einander in die Hände arbeiteten, verfolgten im 5. Jahrhundert Papst Leo der Große und Kaiser Valentinian III. mit Bann und Verbannung Mânî's Lehre; doch erst als im nächsten Jahrhundert Kaiser Justinian, der Schöpfer des Corpus juris civilis, als „gesetzliche" Strafe für Manichäismus die Hinrichtung einführte, verschwand die manichäische Gnosis allmählich, ebenso in Spanien ihre Abart, der Priscillianismus, der dort und in Gallien im 4. Jahrhundert aufgekommen war. Noch einmal erhob in Südfrankreich, bis nach Deutschland übergreifend, vom 11. bis Anfang des 13. Jahrhunderts der Manichäismus sein Haupt in der bereits oben erwähnten Sekte der Katharer. Seitdem hat es keine wirklichen Manichäer mehr gegeben.

II. Die Lehre des Manichäismus.

A. Kosmisches.

1. Die Urprinzipien.

„Den Urzustand der Welt," sagt Mânî im Fihrist (s. o. S. 46), „bilden zwei absolut getrennte Prinzipien: Licht und Finsternis." Beide grenzen an einander, grenzen sich aber haarscharf von einander ab. Diese Grenze ist die einzige, die sie haben. Sonst ist das Urlicht (abhâ de rabbûthâ, „Vater der Herrlichkeit" d. h. der Äonenwelt, oder „der König im Lichtparadiese") nach oben, nach rechts und nach links unbegrenzt, ebenso die Urfinsternis (cheschûchâ) nach unten, nach rechts und nach links unbegrenzt — sie verhalten sich also etwa wie zwei unendlich große Halbkugeln zu einander, deren obere licht, die untere dunkel ist. Gewissermaßen die Rinde (Kalotte) der unendlichen Lichthalbkugel bildet jener „Vater der Herrlichkeit" ähnlich dem irdischen halbkugelförmig gedachten Himmelsgewölbe, dessen übersinnliches Urbild er ist. Genau genommen ist er nur das erhabenste Glied der Trias (Dreifaltigkeit) des Lichtreiches; denn ebenso ewig wie er ist der Lichtäther (das übersinnliche Urbild des irdischen Luftraums) und die Lichterde (das übersinn-

liche Urbild der Erdscheibe). Jedes Glied dieser Trias hat eine Anzahl Attribute oder Wesensoffenbarungen (schechînâthâ), die ebenfalls rein geistiger, übersinnlicher Natur und ewig sind: der Vater der Herrlichkeit 2×5, die beiden anderen je 5, nämlich:

A. Vater der Herrlichkeit:

a. Attribute seines geistigen Leibes:

Sanftmut, Wissen, Verstand, Geheimnis, Einsicht.

b. Attribute seines reinen Geistes:

Liebe, Glaube, Treue, Edelsinn, Weisheit.[1]

B. Lichtäther:

Wie A, a!

C. Lichterde:

Lufthauch, Windeswehen, Licht, Wasser, Feuerglanz (d. h. die übersinnlichen, nicht materiellen Urtypen dieser Elemente).

Die Lichterde ist das übersinnliche Paradies, dem ein besonderer ewiger Lichtgott vorsteht, der von 12 ebenfalls ewigen „Herrlichkeiten" umgeben ist. Bei diesen ist wohl an übersinnliche Urbilder der 12 Tierkreiszeichen zu denken.

Der Trias des Lichtreichs steht eine solche des Reiches des Finsteren (cheschûchâ, wie hebr. chôschech männlichen Geschlechts) entgegen. Cheschûchâ entspricht hier als Gegensatz dem „Vater der Herrlichkeit", nur daß Mânî ihm nicht wie diesem Göttlichkeit beimißt, sondern lediglich den Namen „König der Finsternis" gibt. Zum Lichtäther bildet das Gegenstück „die Geistesmacht (rûhâ, im Semitischen weiblich) der Finsternis" oder Humâmâ (die

---

1 Vgl. Bd. II dieser Sammlung S. 53 ff. die 10 kabbalistischen Sephîrôth.

Fig. 10. Augustinus (S. 53).

Rauschende, sachlich und sprachlich — von hûm, rauschen — der babylonischen Tihâmat, dem Chaos- oder Urwasser-Ungeheuer entsprechend); der Lichterde endlich steht gegenüber die „Erde der Finsternis“, wohl der kosmischen „Hölle“ entsprechend. Die Attribute der Finsternis-Trias scheinen wie folgt verteilt zu sein:

A'. Cheschûchâ:

Wohl wie bei B'.

B'. Humâmâ:

Gifthauch, Glutwind, Dunkel, Nebel, Brand.

C'. Erde der Finsternis:

Giftige Quellen, Rauchwolken, Abgründe, Sümpfe, Flammensäulen.

---

2. Der Urkampf.

Bisher ist das übersinnliche All noch in metaphysischer Ruhe dargestellt. Jetzt beginnt etwas zu geschehen: Die gleichförmige Ewigkeit geht in zeitliche, richtiger vorzeitliche übersinnliche Ereignisse über. Aus den Elementen der Finsternis entsteht der Satan oder der Urteufel (Iblîs kadîm im Arabischen des Firisth = *διάβολος πρῶτος*), ein Ungeheuer mit Löwenkopf, Drachenleib, vier Füßen, zwei gewaltigen Flügeln und Fischschwanz, ähnlich der babylonischen, vom Lichtgott Marduk bekämpften Drachin Tiâmat (Fig. 12). Nicht zufrieden, sich nach den drei Finsternisregionen (unten, rechts, links; s. o. S. 54) auszutoben, wagt er es, bis zu den unteren Lichtbezirken vorzudringen, wodurch die Lichterde erschüttert wird. Der „König des

Lichtparadieses" sieht sich dadurch veranlaßt, einen neuen Äon (Emanation) „hervorzurufen": die „Mutter des Lebens", die auch „Geist seiner Rechten" heißt und unter dem gleichzeitigen Einflusse der fünf geistigen Attribute (s. o. Seite 55) und der 12 „Herrlichkeiten" der Lichterde ihrerseits wieder den Äon „Urmensch" hervorruft (enâschâ kadmâjâ, vgl. den „Adâm kadmôn" der Kabbalisten). Dieser „Sohn des manichäischen Pléroma" (göttlicher Fülle: Keßler) wird zum Drachenkampfe mit den fünf Elementen der Lichterde (s. o. S. 55) ausgestattet, die er wie eine Rüstung anlegt: erst den Lufthauch, darüber mantelgleich das Licht, über dieses das Wasser, darüber das Windeswehen, während er das Feuer als Waffe ergreift. An der Grenze des Lichtreichs und der Finsternis trifft er mit dem Satan zusammen, der mit Gifthauch, Glutwind, Dunkel, Nebel und Brand gewappnet ist und eine Anzahl „Archonten" (wohl den 12 „Herrlichkeiten" entsprechend) zur Seite hat. Nach erbittertem Kampfe wird er vom Satan besiegt, der ihm zusammen mit den Archonten einen Teil seines Lichtes raubt. Auf sein siebenmaliges Stoßgebet jedoch erhält der Urmensch vom Vater den „Lebensgeist" in Begleitung anderer Licht-Äonen, wie des „Freundes der Lichter" und des „Frohmuts", zu Hilfe gesandt, besiegt den Satan und nimmt seine Archonten gefangen.

3. Kosmogonie.

Die gefangenen Archonten der Finsternis werden von den drei Söhnen des „Lebensgeistes" geschlachtet und nach alter guter Persersitte abgehäutet. Ihre von der „Mutter

Fig 11 Marduk's Drachenkampf II (S. 58 und 88).

Fig. 12. Marduk's Drachenkampf III (S. 58 und 88).

des Lebens“ neben einander ausgespannten Häute bilden das „irdische“ Himmelsgewölbe, d. h. eigentlich die einzelnen Sternbilder, aus denen dieses zusammengesetzt ist. (Ähnlich wird ja aus der einen Hälfte des von Marduk zerrissenen altbabylonischen Tiâmat-Drachens der Himmel hergestellt.) Je mehr Licht ein solcher Archont dem bedrängten „Urmenschen“ entzogen hatte, desto heller leuchten die zu seiner Haut gehörigen Sterne! — Bei dem harten Kampfe hatten sich auch die fünf lichten Attribute des Urmenschen mit den fünf finsteren des Satans vermengt. Aus dieser Mischung entstanden die fünf materiellen Elemente; Lufthauch und Gifthauch zusammen ergaben die irdische Luft (vgl. Sauerstoff und Stickstoff), Windeswehen (Ätherwind) und Glutwind den irdischen Wind, Licht und Dunkel zusammen die Metalle, (Licht-)Wasser und Nebel zusammen das irdische Wasser, (Himmels-)Feuer und (Höllen-)Brand zusammen das irdische Feuer. — Solche Mischung von Lichtem und Finsterem, Himmlischem und Höllischem, Gutem und Bösem erklärt die bald nützlichen, bald schädlichen Wirkungen der materiellen Elemente. Aus diesen befahl nun der König des Lichtreichs einem Engel (Demiurgen) die Erdenwelt zu bilden. Alles in dieser Welt an die Materie gebundene, noch nicht von ihr wieder befreite Licht wird „Lichtseele“ genannt, wofür die abendländischen Manichäer auch den scheinbar christlichen, in Wahrheit nur christlich schillernden zusammenfassenden Ausdruck „Jesus patibilis“ (dem Leiden unterworfener Jesus) gebrauchten. Farbenglanz, schönes Aussehen, süßer Duft und dergleichen mehr an einem

Dinge, auch geistige und seelische Eigenschaften: alles Jesus patibilis!

Das gefangene Licht nun zu befreien, ist Zweck des Weltprozesses. Diesem heilsamen Zwecke dienen vornehmlich die Sonne, der Mond und die zwölf Tierkreisbilder, während (wie wir sahen) die außerzodiakalen Sternbilder dämonischer Herkunft sind. Wo sich eine Seele dem Leibe, ein Gebet den Lippen entringt, wird dieses noch nicht völlig vom Materiellen befreite Element durch das „Schöpfrad mit 12 Eimern" (d. h. den Tierkreis), das auch als Säule (Walze) mit ebensoviel Schöpfeimern vorgestellt wird, zunächst zum Monde (dem Orte der „Mutter des Lebens" und der „Lichtjungfrau") und von da zur Sonne (dem Wohnsitze des Lebensgeistes, des Urmenschen und des Lichtfreundes), endlich zum „höchsten Licht", gebracht, wo die Lichtelemente abgesondert und absorbiert, die materiellen Schlacken in den tiefen um die Welt gezogenen Graben geworfen werden. Die Haupttätigkeit fällt hierbei dem „Urmenschen" zu, der infolgedessen den Manichäern als Vollender der Entsündigung gilt. Die abendländischen Manichäer nannten ihn, um sich christlichem Sprachgebrauch anzupassen, Jesus impatibilis, den leidensbaren Jesus. Jesus wurde ja der „wahre Adam" genannt. Um auch den als Sternbilder außerhalb des Tierkreises an das Himmelsgewölbe gefesselten „Archonten" das von ihnen seiner Zeit dem „Urmenschen" geraubte, in ihren Fixsternen leuchtende Licht zu entziehen, erscheint ihnen eine Lichtgöttin; brünstig ihrer Fesseln sich zu entledigen strebend, lassen sie in Wetterblitzen (Sternschnuppen?) einen Teil

ihres Lichtes fahren, das nunmehr geläutert werden kann. In gleicher Weise und zu gleichem Zwecke erscheint den weiblichen Stern-Archonten ein männlicher Lichtgott.

4. Die ersten Menschen.

Die Archonten strebten natürlich danach, ihr geraubtes Sternenlicht, das ihnen Einfluß auf die Erdenwelt gibt, so sehr wie nur möglich zu behalten. In der Erkenntnis, daß dies um so kräftiger geschehen könne, wenn möglichst viel von diesem Lichte in einem Individuum aufgespeichert sei, suchte Sindîd, der „Gewaltige" unter den Archonten, dies dadurch zu erreichen, daß er sich mit fünf weiblichen Archonten (Brunst, Hast, Habgier, Lust, Sünde) paarte und alsdann (wie Kronos) die geborenen Kinder verschlang, die ihren Müttern ein gut Teil Licht entzogen hatten. Alsdann paarte er sich noch mit seinem Weibe. Jetzt entstand ein Wesen, das alle Eigenschaften dieser sieben Hauptarchonten in gesteigertem Maße besaß: Adam, der erste Erdenmensch, dessen materieller Leib, von den Elementen des Finsteren stammend, zum Reiche der Finsternis gehört, die Seele dagegen, der Komplex des einst von den Dämonen dem „Urmenschen" (Adâm Kadmôn) geraubten göttlichen Lichts, dem oberen Lichtreiche. Auch im Menschen stehen Licht und Finsternis in absolutem Gegensatze und Kampfe; in Adam, dem ersten Menschen, der den größten Teil jenes spirituellen Lichtes erhielt, überwog dieses über die finstere Leiblichkeit. — Anders war es, als einer zweiten Vereinigung Sindîd's mit seinem Weibe ein zweites Menschenwesen, Chawwâ (Eva), entsprang; hier hatten die (jetzt nur zwei)

Archontenwesen nicht mehr so viel Licht abzugeben, wie vorher bei Adams Zeugung, und so überwog in dem ersten menschlichen Weibe das Dunkle, Materielle, Sinnliche. Zwei Archonten wurden dem ersten Menschenpaare als Wächter von Sindîd bestellt. Als die fünf (den obigen 5 Archonten entgegengesetzten) lichten Äonen oder Schutzengel der Erdenwelt sahen, wie in den beiden neuen Lebewesen das geistige Licht so schmählich in der dunklen Leibeshülle gefangen sei, baten sie die oberen Mächte, insonderheit den Lebensgeist, die Mutter des Lebens, den Urmenschen und den „Boten froher Kunde", dem unwissenden, in den Banden der Sinnlichkeit schmachtenden Menschenpaare doch einen Lehrer und Erlöser zu senden. Die Angerufenen senden den Äon Isâ (Jesus), der zunächst mit Hilfe eines zweiten Äon die beiden dunklen Wächter-Archonten fesselt und dann dem Adam zeigt, wie sein Wesen aus Licht und Finsternis zusammengesetzt sei, und wie er das Licht in sich erlösen könne von den Banden des Leibes. Zu diesem Behufe verbietet er dem Adam vor allem, sich mit der sinnlichen Eva zu vermischen. Ähnlich wie in den Berichten des Thalmud und Midrasch (wo sich allerdings Dämonenweiber zu ihm legen) befolgt Adam den Befehl. Der Eva jedoch naht sich ihr Erzeuger Sindîd, und sie gebiert ihm den rothaarigen Kain, mit dem sie wiederum den lichten Abel und die zwei Mädchen „Weltweise" und „Tochter der Habgier" erzeugt, von denen die zweite ihres Vaters (Kain's) Weib wird, die erste ihren Bruder Abel bekommt, jedoch nicht von ihm, sondern von einem Engel schwanger wird und die beiden Töchter „Kommzuhilfe" und „Bringe-

hilfe" gebiert. Als Abel, Kain für den Vater dieser Kinder haltend, seinen Bruder darob schilt, tötet ihn Kain und heiratet auch noch seine Tochter Weltweise. (Das Incestmotiv ist altorientalisch-astral; im jüdischen Midrasch, Berêschîth rabbâ c. 22, erschlägt Kain seinen Bruder im Streit um ihrer beider Schwester Naëmah.) Mittels eines von Sindîd gelernten Zaubers gewinnt Eva Adams Zuneigung und gebiert ihm den Schâthil (Schêth, Sêth), der von seinem lichtreichen Vater her mehr Lichtelemente in sich birgt, als für Sindîd und Eva erwünscht ist; sie suchen daher das Kind zu töten, Adam indessen rettet es mit Hilfe eines auf sein Gebet herniedergesandten Licht-Äon vor ihren verschiedenen Nachstellungen. Als Adam nochmals den Lockungen Eva's (die auf Sindîd's Rat handelt) nachzugeben geneigt ist, wird er von Schâthil davon abgemahnt und wendet sich mit seinem frommen Sohne „gen Osten, dem Lichte und der Weisheit Gottes entgegen", wo er stirbt und zum Paradiese der „Lichterde" gelangt, ebenso wie später die „Weltweise" nebst ihren beiden Töchtern und Schâthil, während Eva, Kain und die „Habgiertochter" zur Hölle fahren. — Das Weitere über Paradies, Hölle usw. s. 71 ff.

5. Die Weltentwickelung und ihr Ende.

Nach Mânî's Lehre ist der Weltlauf keine Fortentwickelung im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr eine Zurückentwickelung zum früheren Besseren, eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Gut war in kosmischem Sinne die ursprüngliche völlige Geschiedenheit des Lichtreiches und des Reiches der Finsternis. Daß sich dieser

Zustand änderte, und daß aus dieser Änderung, diesem ersten Geschehen (s. o. S. 57), die verschiedenen Emanationen des Lichts und der Finsternis vor und in der Zeitlichkeit hervorgingen, die Entstehung des Satans, des Urmenschen, der sichtbaren Welt, der ersten Erdenmenschen usw. erfolgte, war nicht das Werk eines schöpferischen Lichtgottes — nicht einmal das Licht hat der König des Lichtreiches, der Vater der Herrlichkeit geschaffen — sondern eine Störung, die von dem finstern Urprinzip ausging. Zweck der Weltentwickelung wird mithin sein, diese Störung in der reinlichen Scheidung der beiden Urprinzipien wieder aufzuheben, indem schließlich das Lichtreich alles an die dunkle Materie gefesselte Licht oder Geistige ausscheidet und wieder an sich zieht, während alles Dunkle, Materielle wieder in die alte Nacht zurücksinkt. Wie das erste Geschehen von dem Reiche der Finsternis ausging, so hat dieses Reich auch die letzte kosmische Aktion auszuführen, nämlich durch den 1468 Jahre dauernden Weltbrand die letzten, am festesten an der Materie haftenden Lichtteilchen von dieser zu befreien und dadurch die Scheidung der beiden „Reiche" (Licht und Finsternis) wieder vollkommen zu machen. Der „(dritte) Alte", d. h. der schon mehrfach als Begleiter kosmischen Geschehens erwähnte Lichtfreund, erfüllt nur die Aufgabe, durch sein Erscheinen anzukündigen, daß alle bisher ausscheidbaren Lichtteilchen ins Lichtreich eingegangen seien und nur noch jener letzte Rest materiell gebundenen Lichtes durch den großen Brand zu befreien bleibe. Soweit sich die „Lichtgötter" (in erster Linie der „Lebensgeist" und der „Urmensch") nebst den seligen

Frommen (s. u. S. 73) an diesem Endschauspiel beteiligen, spielen sie lediglich die Rolle unbeteiligter Zuschauer. Erde und Erdenhimmel (gemischt aus Licht- und Finsternis-Teilen, s. o. S. 60) brechen krachend zusammen, das aus der Tiefe emporlodernde Feuer wirbelt jedes noch vorhandene Lichtatom aus der Materie heraus und empor; das rein Materielle, in tote Schlacke verwandelt, sinkt mit der Humâma in die Tiefe der ewigen Finsternis zurück; droben im ewigen Licht thront der „Vater der Herrlichkeit“, nachdem er das Seine erhalten: alles ist wieder wie zu Anbeginn und Ruhe im Weltall!

Selbst aus vorstehendem knappen Abriß der Grundgedanken des kosmischen Systems Mânî's wird man die philosophische Konsequenz dieses Denkers ersehen können. Indem er den verblüffenden Schritt wagt, die Entstehung der materiellen Welt und der Menschen im letzten Grunde dem Wirken eines finstern Prinzips zuzuschreiben, nicht dem eines gütigen Schöpfers, entgeht er dem Vorwurf, warum denn dieser Schöpfer — zumal wenn er als allmächtig vorgestellt wird — sein Werk nicht vor den dauernden Beeinträchtigungen des Bösen schütze, oder warum er es nicht besser geschaffen habe, damit es diesen schädlichen Einflüssen trotzen könne.

Man hat Mânî vorgeworfen, daß er die Enderlösung sich rein kosmisch durch Lichtausscheidung vollziehen lasse. Indessen liegen doch dieser Scheidung die Resultate des sittlichen Verhaltens eines jeden zu Grunde; aus diesem Verhalten ist zu beurteilen, ob und inwieweit er „Licht“,

d. h. rein geistig ist, und es ist vom Standpunkte der Konsequenz aus nur zu loben, daß er den kosmischen Vorgang nicht mit ethischen Momenten verquickt hat. Wie er diese behandelt, mag das folgende lehren.

B. Ethisches.

1. Asketische Pflichten.

Aus dem Vorstehenden ist bereits ersichtlich, daß, gleichwie der kosmische Endzweck die Befreiung des Lichts aus den Schranken der Finsternis ist, es auch für den einzelnen Menschen gilt, sich immer mehr von der Finsternis d. h. in sittlicher Beziehung von sinnlicher Lust zu befreien und immer mehr „Licht" d. h. sittlich reiner und vollkommener zu werden. Mit der seelischen wurde auch körperliche Reinheit gefordert: mens pura in corpore puro!

Bei solchem ernsten Streben kam es den Manichäern nicht darauf an, wie viele, sondern wie gute Gemeindemitglieder sie zählten. Wer sich ganz zu ihrer Gemeinschaft rechnen wollte, von dem forderten sie zuerst ernste Selbstprüfung, ob er auch imstande und gewillt sei, seine finsteren fleischlichen Triebe zu töten und ein lichtes, heiligreines Wollen in die Tat umzusetzen. Nur wer dies unverbrüchlich halten wollte und konnte, wurde zu den echten, ganzen Manichäern, zu den siddîkûn (wie es im Arabischen des Fihrist heißt) d. i. zu den „Rechtbeschaffenen", Vollkommenen (*τέλειοι*, electi, vgl. hebr. zaddîkîm) gerech-

net. Wer hierzu infolge von noch nicht genügender sittlicher Reife oder aus Gründen seiner bürgerlichen oder sozialen Stellung nicht fähig war, wurde unter die „Hörer“ (sammâ'ûna, κατηχούμενοι, auditores) aufgenommen. Das Verhältnis dieser zu den electi erinnert vornehmlich an die Stellung der buddhistischen Laien zu den Ordensbrüdern (vergl. Bd. I[3] dieser Sammlung), z. T. auch an die der christlichen Katechumenen zu den gläubigen, bereits getauften Gemeindegliedern (fideles), oder der jüdischen Proselyten des Tores zu den als Juden geborenen Mitgliedern der Gemeinde (des „zibbûr“), nur daß in den beiden letztgenannten Fällen die Zahl der vollkommenen Gemeindeglieder die größere war, während es bei den Manichäern weit mehr Hörer als „electi“ gab.

a. Pflichten der „Vollkommenen“.

In seiner praktischen Art teilt Mânî diese Pflichten in drei Gattungen von Verboten, die sog. „drei Siegel“ (chawâtim, signacula, d. h. Verschlüsse; hebr. chotâmîm):

1. signaculum oris, „Verschluß des Mundes“: a) Verbot des Aussprechens von unreinen Worten, z. B. von Gotteslästerungen, Schimpfworten, Lascivitäten, Lügen; b) ferner des Genießens von Wein und sonstigem Rauschtrank; c) des Genusses unreiner Speisen, wozu Fleisch jeder Art gehört; denn alles Fleisch usw. gehört zum Reiche der Finsternis.[1] Erlaubt ist das Genießen aller Pflanzen-

[1] Um nicht aufzufallen, durften an einigen Orten die Manichäer, zumal die in öffentlichen Stellungen befindlichen, wenigstens Fische essen. Fische gelten ja im Altertum vielfach (und noch heute im katholischen Fast-Ritus) nicht als Fleisch.

stoffe, zumal solcher, die für besonders „lichtreich“ gelten, wie Melonen, Öl u. dergl. m.

2. signaculum manûs, „Verschluß der Hand“: Verbot aller unreinen, lichtwidrigen, d. h. die sittliche Vollkommenheit schädigenden Hantierungen, wie: a) Sammelns von Reichtümern; b) aller Beschäftigungen, die schädliche oder gefährliche Eigenschaften von Wasser und Feuer zum Gegenstande haben, z. B. Kochen, Schmelzen usw.; c) unreiner Berührungen; d) Verletzungen eines Lebewesens, auch einer Pflanze, weshalb sich die electi die Früchte nicht selbst abbrachen oder gar abschnitten.

3. signaculum sinûs, „Verschluß des Busens“: Verbot a) aller sinnenlüsternen Gedanken und Werke, auch des ehelichen Verkehrs und der Ehe überhaupt; b) unredlicher und unfrommer Gedanken und Taten, z. B. der Heuchelei, wozu auch stille Hinneigung zu einer anderen Religion gehört, geschweige denn gar Götzendienst; auch Zauberei ist verboten.

(Vgl. hierzu die 10 Gebote für die buddhistischen Ordensbrüder, Bd. I^3 dieser Sammlung, § 258: dasa sîla.)

b. Pflichten der „Hörer“:

Für sie gelten 10 Gebote Mânî’s (vgl. die 8 Gebote [atthanga sîla] für buddhistische Laien, a. a. O., § 157):

1. Verbot des Götzendienstes,
2. Verbot der Lüge,
3. Verbot der Habsucht,
4. Verbot jeglichen Tötens,
5. Verbot der Unzucht,
6. Verbot des Stehlens,

7. Verbot des Betrügens und der Verleitung dazu,
8. Verbot der Zauberei,
9. Verbot der Heuchelei (s. o. S. 69, 3b),
10. Verbot religiöser Gleichgültigkeit und Unfreudigkeit (Lässigkeit).

Gestattet ist ihnen im Gegensatze zu den „Vollkommenen", aber unter der Bedingung des Maßhaltens und der Ehrbarkeit: 1. Genuß von Fleisch und Wein, 2. Ehe und Kindererzeugung, 3. Handel und Gewerbe, 4. Bekleidung öffentlicher Ämter; widerraten wird ihnen, sich Häuser zu bauen, Bäume zu pflanzen, überhaupt alles, was sie zu sehr an diese Welt und ihr Treiben fesseln würde.

Als selbstverständliche Pflicht der Hörer gegen die electi, diese ganz Gott zugewandten Asketen, wurde angesehen hohe Ehrfurcht gegen die heiligen Männer und Sorge für ihren Lebensunterhalt.

Mânî hat nur obige Zweiteilung gekannt. Als sich die Gemeinden weiter ausbildeten, führte man eine reichere, sozusagen „hierarchische" Gliederung ein, wie sie ja auch in der christlichen Kirche, in der parsischen Hierarchie, im Brahmanismus und anderweit durchgeführt war. Die abendländischen Manichäer verwandten dabei geradezu die Terminologie der christlichen Kirche. Nach den 5 Attributen des „geistigen Leibes" des „Vaters der Herrlichkeit" (Sanftmut, Wissen, Verstand, Geheimnis, Einsicht) teilte man — unter Spaltung der Klasse der „Vollkommenen" in 4 Grade — die gesamte Manichäergemeinde ein in: Lehrer,

magistri (= Söhne der Sanftmut); Verwaltende, episcopi (= Söhne des Wissens), Ausübende, presbyteri (= Söhne des Verstandes); Vollkommene, electi (= Söhne des Geheimnisses); Hörer, auditores, catechumeni (= Söhne der Einsicht). Die Lehrer bilden die höchste Klasse.

2. Lohn und Strafe.

(Paradies, Zwischenzustand, Hölle.)

Nach dem Tode kommt die Vergeltung. Ist ein Mensch gestorben, so senden Lichtreich und Reich der Finsternis je 5 Abgesandte, um zu sehen, wohin seine Seele gehört.

Zu den vom himmlischen „Urmenschen" abgefertigten fünf Lichtboten gehört u. a. Isâ (Jesus) und eine der Seele des Verstorbenen ähnliche „Lichtjungfrau" (vgl. die zoroastrische Fravaschi, d. i. den präexistenten unsterblichen Geist des Menschen); die fünf bringen folgende, den 5 Attributen des Lichtkönigs (s. o. S. 56) entsprechende Licht-Symbole mit: Waschgefäß, weißes Gewand, Kopfbinde, Krone, Lichtkranz.

a. Vollkommener und Paradies.

Wenn nun beide Klassen von Boten dem verstorbenen „Vollkommenen" (wohl in der Gruft) nahen, so ruft dieser den Beistand der Lichtboten an, worauf die Teufel entfliehen. Die himmlischen Abgesandten geben ihm nun das Waschgefäß in die Hand und legen ihm die anderen vier Gaben an. Dann bringen sie ihn auf dem himmlischen Schöpfrade (s. o. S. 61) zum Monde, zur Sonne usw. bis hinauf ins überirdische Paradies. Da auch der Leib des „Vollkommenen" Lichtbestandteile enthält, nämlich Lufthauch,

Feuer und Wasser — Bestandteile, mit denen sich u. a. einst der „Urmensch“ rüstete (S. 58) — so werden diese ebenfalls ausgesondert und zu dem Sitze des „Urmenschen“, der Sonne, gebracht, wo aus ihnen ein Lichtgott gebildet wird, während der nunmehr noch verbleibende, lediglich noch finstere Materie enthaltende Teil seines einstigen Leibes als Schlacke in die „Grube“ geworfen wird, ins Reich der Finsternis, wo er jetzt hingehört. Persönliche Fortdauer eignet demnach nur den Lichtsubstanzen des Körpers; die völlig gereinigte Seele scheint schließlich in dem höchsten Lichte aufzugehen, dem ja ihr Wesen ursprünglich entstammt.[1] Ganz klar ist dieses Stück der Lehre hier nicht und m. E. erst geraume Zeit nach Mânî derartig ausgestaltet.

b. Hörer und Zwischenzustand.

Wenn der „Hörer“ nach einem würdigen Leben beim Erscheinen der je 5 Boten die Lichtgötter anruft, so weichen auch von ihm die Teufel; jedoch infolge seiner größeren Gebundenheit an das Materielle gelangt er noch nicht sofort wie der Vollkommene nach oben, sondern seine Seele muß erst noch in einem Zustande der Angst wie in einem quälenden Traume auf der Erde umherirren, bis durch diese Art Buße seine Lichtelemente von ihren materiellen Banden gelöst sind und auch er, mit den genannten fünf Symbolen ausgerüstet, schließlich gleich den Vollkommenen emporsteigen darf.

[1] Der Läuterungsvorgang beim Aufstiege spielt sich ja folgendermaßen ab: Zunächst kommen die Seelen zum Monde, wo ihnen ihre dessen Lichtcharakter entsprechenden Lichtteile abgenommen werden, dann zur Sonne, die ihnen wiederum die ihr verwandten Teile entzieht usw., so daß die einzelnen Partien der Seele verteilt erscheinen, bis schließlich am Weltende das ganze Licht von Mond, Sonne usw. in das eine Urlicht zurückfließt (s. o S. 66).

c. Sünder und Hölle.

Wenn aber der Sünder — auch der Nichtmanichäer ist als solcher anzusehen — nach dem Tode die Himmelsboten anruft, so helfen sie ihm nicht, sondern halten ihm seine Verfehlungen vor. Dafür nehmen die fünf Abgesandten der Finsternis ihn in Beschlag und hetzen ihn, den an Seele und Leib Lichtlosen, (oder nur seine arme Seele?) umher bis ans Ende der Welt, wo er dann in die Hölle fällt, um dort — wohl auf der „Erde der Finsternis“ (S. 57) — gequält zu werden bis zum Weltende.

3. Die letzte Vergeltung.

An dem Tage, wo (s. S. 65) die Erdenwelt in Flammen aufgeht, sehen die seligen Frommen, d. h. wohl die zu Lichtgöttern erhobenen Vollkommenen und zu solchen herangereiften Hörer, mit den anderen Lichtgöttern oder Äonen vom hohen Göttersitze (Lichterden-Paradiese?) aus gelassen der Vernichtung zu. Für die bis dahin in der Hölle gequälten Sünder aber kommt jetzt zwar das Ende ihrer Pein, aber zugleich auch ihrer weiteren Existenz. Angstvoll irren sie in der Tiefe umher und flehen nach oben um Hilfe. Umsonst; sie werden verbrannt, und was von ihnen noch übrig, sinkt in den nun für ewig geschlossenen Abgrund der Finsternis. Die von einigen Manichäern späterer Zeit vertretene Ansicht, daß ihre Höllenstrafen ewig seien (eine Anbequemung an das christliche Dogma), scheint mir nicht mit Mânî's Lehre übereinzustimmen. Ob schließlich auch die himmlischen Äonen und die höllischen Archonten in ihren

lichten oder finsteren Urgrund zurückfließen, muß dahingestellt bleiben. Nach dem auf S. 66 Gesagten scheint es so.

Die Erörterungen über Lohn und Strafe sowie über die letzte Vergeltung unter „Ethisches" zu setzen, berechtigt der Gedankenzusammenhang des manichäischen Systems. Die Vereinigung mit dem Urlicht ist das Streben des echten Manichäers; nur ein sittenstrenger Anhänger Mânî's kann sich des seligen Ziels versichert halten. So ist es denn ganz natürlich, daß gerade die Aussicht auf diesen ersehnten Erfolg eine mächtige ethische Triebfeder im Manichäismus war.

C. Kultisches.

1. Das Gebet.

Es ist dem Manichäismus hoch anzurechnen, daß er nicht nur das blutige, sondern jedes eigentliche Opfer verschmäht und nicht einmal das angeblich uneigentliche, maskierte Opfer der buddhistischen Blumendarbringung (vgl. Bd. I³ dieser Sammlung, § 269f. und Anm.) verwendet. Sein einziges „Opfer" ist das Gebet.

Gebetszeiten kennt der Manichäer täglich vier: Mittags; im späteren Nachmittage vor Sonnenuntergang; abends nach Sonnenuntergang; nachts, drei Stunden nach dieser Zeit. — Mohammed übernahm diese Gebetszeiten, fügte aber noch, altorientalischem Brauche entsprechend, das Morgengebet hinzu, das Mânî absichtlich

weggelassen hatte, um die Gefahr und den Verdacht götzendienerischer Sonnenanbetung zu vermeiden.

Die Vorbereitung zum Gebet besteht in einem Abreiben des Körpers (bei aufrechter Stellung) mit fließendem Wasser, das im Notfalle auch durch anderes Wasser, Sand usw. ersetzt werden kann.

Die Gebetsrichtung (Kiblâ) ist entweder — bei Tage — der jeweilige Standort der Sonne, nachts bei Mondschein der des Mondes, oder, wenn beide Lichter nicht zu sehen sind, der Nordpunkt des Himmels als Sitz des Lichtkönigs.

Die Gebetshaltung besteht in jedesmaligem Niederwerfen während jeder der (12) Anrufungen, mit denen die einzelnen Gebetsformeln beginnen.

Gebetet wird zum Lichtkönige, zum Urmenschen, zu Mânî, zu Engeln usw.; Sonne und Mond werden nicht etwa als Gestirngottheiten angebetet, sondern man nimmt die Gebetsrichtung nach ihnen hin nur darum, weil sie (s. u. S. 90) als Sitze gewisser Gottheiten gedacht werden.

Der Inhalt der Gebetsformeln besteht aus rhetorischen Anrufungen der entsprechenden Gottheit mit vielen Beinamen (s. o. S. 18 f.), wodurch sie große Ähnlichkeit mit babylonischen Elaboraten dieser Art haben. Gebete in unserem Sinne sind sie meist ebensowenig wie jene.

2. Fasten.

Wöchentliche Fasttage waren der Sonntag und Montag, die Tage der beiden Gestirne, die den Wohnsitz der seelenreinigenden Lichtmächte (s. o. S. 61 f.) bildeten. Am

Sonntage fasteten alle Manichäer, am Montage nur die „Vollkommenen“. Außerdem sind (im Abendlande wenigstens) wohl auch der Tag des (ersten Sichtbarwerdens des) Neumondes und der folgende Tag monatliche Fasttage gewesen, so daß deren Gesamtzahl sich auf 6 bezw. auf 10 im Monat belief.

Im Laufe des Jahres wurde ferner noch gefastet: 1. am 22. und 23. November, „wenn die Sonne in das Sternbild des Schützen getreten ist und der Mond sein volles Licht erreicht hat“, 2. am 21. und 22. Dezember, „wenn die Sonne im Steinbock steht und der Mond zuerst wieder sichtbar wird“, 3. dreißig Tage lang von Anfang Februar ab, „wenn die Sonne im Wassermann steht und vom Monat acht Tage verflossen sind und der neue Mond wieder zu scheinen anfängt“. Dieses Fasten, bei dem jedoch nicht wie bei den übrigen 24 Stunden lang, sondern nur (wie beim türkischen Ramadân-Fasten, das von hier entlehnt ist) während des Tages gefastet wird, ist wahrscheinlich eine Vorbereitung auf die Gedenkfeier von Mânî’s Tode (Bîmâ-Fest, s. u. S. 79), gleichwie die christliche Fastenzeit auf Ostern vorbereitet.

3. Die Sakramente.

Wie die christliche Kirche in den ersten Jahrhunderten die Sakramente nur im engsten Gemeindekreise feierte, so geschah dies auch bei den heiligen Kulthandlungen der Manichäer. Wie dort öfters die Katechumenen nicht nur von der Feier, sondern sogar von bloßer Anwesenheit während der feierlichen Handlung ausgeschlossen waren,

so scheinen auch die „Hörer“ (auditores) bei den Manichäern nicht an den sakramentalen Feiern teilgenommen zu haben; diese waren wohl ausschließlich den an Zahl ziemlich geringen (s. o. S. 67f.) „Vollkommenen“ (electi) vorbehalten, weswegen Genaueres hierüber nicht auf die Nachwelt gekommen ist. Das überall vorhandene Bestreben der Manichäer, nicht öffentlich aufzufallen, mag ein weiterer Grund zu dieser Geheimhaltung gewesen sein. Daß sie eine Abendmahlsfeier (Eucharistie) besaßen, ist aus den Berichten ihrer christlichen Gegner bekannt; was diese aber von deren Vollzuge überliefern, hat ebensowenig Anspruch darauf, Wirkliches und allgemein Geübtes mitzuteilen, wie die Berichte christenfeindlicher Skribenten über die altchristliche Abendmahlsfeier, wo ein Kind geschlachtet und Unzucht getrieben worden sein sollte. Wie das Letztgenannte, falls überhaupt ein Atom Wahrheit darin stecken sollte, sich nicht auf die reine, kirchliche Feier, sondern höchstens auf vereinzelte Vorgänge in pseudochristlichen Sekten-Konventikeln beziehen könnte und das Wahnbild der sakralen Kindestötung lediglich den mißverstandenen Formeln vom „Genießen des Leibes Christi“ im Abendmahl entstammt, so dürfte es sich auch mit der Nachricht des Kirchenvaters Ephräm Syrus verhalten, daß die Manichäer bei ihrer Eucharistie das brünstige Gebahren der gefesselten Archonten beim Anblicke der Lichtjungfrau (s. o. Seite 61) und dann die Taten Sindîd’s (Kinderfressen und Erzeugung neuer; s. o. Seite 62) nachahmten; es wird sich hier allerhöchstens um Verbrämung eines der vielen obszönen alten syrischen Geheimkulte (Mysterien) mit Brocken aus der

manichäischen Kosmogonie handeln. — Da Mânî infolge seines Aufwachsens unter den Mandäern sehr vieles aus deren Lehren nicht nur in seine Kosmogonie, sondern auch in seine Moral- und Kultsatzungen herübergenommen hat, dürften die uns bekannten mandäischen Sakramentshandlungen der Taufe und Eucharistie, die Taufe verbunden mit Kuschtâ und Laufâ (Handschlag und Umarmung), auf die manichäischen Gebräuche schließen lassen.

Das Kuschtâ (feierliche Handreichen) ist für die Manichäer in den sog. Acta Archelai c. 7 bezeugt als allgemeiner Begrüßungsbrauch: Gleichwie der Lichtgeist dem vom Satan bedrängten „Urmenschen“ (s. o. S. 58) seine Rechte hinstreckte und ihn so errettete, so „geben die Manichäer, wenn sie sich begegnen, einander die rechte Hand, zum Zeichen, daß sie von der Finsternis erlöst sind“.

4. Feste.

Ihrem Bestreben gemäß, so wenig wie möglich aufzufallen, feierten die Manichäer im allgemeinen die religiösen Feste der Völker, unter denen sie wohnten, z. B. in Nordafrika die christlichen Feste, unbefangen mit; nur solche, die mit Blutvergießen, Götzendienst usw. verbunden waren, vermieden sie. An Akkommodationsfähigkeit gleicht der Manichäismus mehr noch als dem Christentume dem Buddhismus, wenn er es auch nicht ganz so weit wie dieser bringen konnte, der noch heute sich z. B. in Tibet einem fetischdienstartigen Kult, in Indien und im Abendlande moderner Philosophie anzupassen vermag. Der

Manichäer dachte sich unter den verschiedenen Formeln und Bräuchen eben das Seine. (Vgl. S. 30ff., 99ff.)

Ein spezifisch manichäisches Fest ist dagegen das alljährlich im März zur Erinnerung an Mânî's Tod gefeierte Bîmâ. Das Wort stammt nicht vom griechischen Bêma (= „Rednerbühne", wie Keßler will)[1], sondern von Nhbr.-Aram. Bîmâh (vgl. hebr. Bâmâh, Anhöhe). Es bezeichnet auch im Neuhebräischen der Mischnah und im Thalmud und Midrasch gleich dem syrischen Bîm eine Erhöhung von einer oder mehreren Stufen, besonders als Sitzplatz eines Herrschers oder Gottes, daher den Thronunterbau, auf dem der Thronsessel steht. So steht auch bei dem manichäischen Feste auf einem Unterbau von fünf Stufen ein prächtiger mit Lehnen versehener leerer Thronsitz[2] da, zur Erinnerung an den verehrten Religions-Stifter, zugleich ein Symbol der in aufsteigenden Graden (s. o. S. 70 f.) unter ihm sich erhebenden Gemeinde. Wie die babylonischen Etagen-Tempel (Stufentürme) mit sieben Stockwerken (und dem Tempelturm auf der höchsten Plattform) sich auf die sieben Planetengötter beziehen, ebenso die mit 3, 5 usw. Stockwerken auf verschieden ausgewählte Gruppen verehrter Planetengötter, so liegt auch hier, wie überhaupt bei der von Mânî allenthalben bevorzugten Fünfzahl, ein astrales Motiv zu Grunde. Vgl. unten Seite 90.

[1] „Merkwürdig" ist daher nicht „der griechische Name", sondern daß Keßler Bîmâ hier für griechischen Ursprungs hält.

[2] Auch die christlichen Bischofs-Sitze standen häufig auf 5 Stufen; vgl. die Abb. „Ordination" in A. Krauß, Lex. d. christl. Altertümer.

Fig. 13. Dreistufiger Tempelturm.

(Die Darstellung ist in antiker Perspektive ausgeführt, welche hintereinander befindliche Gegenstände übereinander anbringt. Unten und oben (= vorn und hinten) sehen wir den die irdische Welt umgebenden und auch unter ihr befindlichen Ozean, durch die hintereinander stehend zu denkenden Palmen ist die Erdfläche bezeichnet, über der sich die fünf Planetensphären erheben, als höchste die des Planetengottes, welchem das Heiligtum geweiht ist. Die Tore auch in den Mythras-Mysterien, vgl. unten Anmerkung Seite 131.)

III. Religionsgeschichtliche Stellung des Manichäismus.

Die natürliche Anpassungsfähigkeit des Manichäismus an die verschiedenen Religionsanschauungen beruht in erster Linie darauf, daß Mânî, um alle bisherige Weisheit in einem großen System umfassen zu können, ganz bewußt auf die letzte Quelle so ziemlich aller uns bekannten Religionen zurückging: auf die „Tradition der Astrologen Babylons“ (s. o. S. 43). Seitdem dort, in der großen Wiege aller Kultur, im Euphrat-Tigris-Lande, die Backsteine zu reden begonnen haben und man ihre Kunde immer besser zu würdigen gelernt hat, steht zu hoffen, daß das Chaos der Religionsgeschichte, das früher nur als ein Gewirr gelehrter „Nachtmützen und Schlafrockfetzen“, Vermutungen und Marotten erschien, sich in absehbarer Zeit „zu Form und Leben schön verklären“ wird. — Schrader, Frd. Delitzsch, Zimmern, Stucken, H. Winckler, Jensen und am gemeinverständlichsten und anschaulichsten A. Jeremias (Das Alte Testament im Lichte des alten Orients, Leipzig 1904) haben den oft überraschend großen Einfluß alt- und mittelbabylonischer Gedanken auf Weltanschauung und Darstellungsform des Alten Testaments, Jeremias (Babylonisches im Neuen Testament, Leipzig 1905) auch auf die

des Neuen Testaments dargetan, Winckler hat mit umfassendem Wissen solchen Einfluß fast bei allen Völkern der alten Kulturwelt, ja bis auf unsere Tage und selbst in scheinbar belanglosen Kleinigkeiten nachgewiesen, „Babylonisch-Astrales in Thalmud und Midrasch" glaube ich ziemlich viel gezeigt zu haben (vgl. Lit.-Verz.) — für das uns speziell interessierende Gebiet der nachchristlichen Gnosis aber haben endlich Keßler und Anz in Babylonien den Ariadnefaden gefunden, der uns in diesem scheinbar unentwirrbaren und jedes Verständnisses spottenden geistigen Labyrinth zu orientieren vermag. — Wenn wir daher die Grundlagen des Manichäismus recht würdigen wollen, so werden wir in erster Linie sein Verhältnis zu babylonischen Gedankenkreisen zu betrachten haben.

Zu der dritten großen orientalischen Religion, die übrigens vielfach babylonisch beeinflußt ist, dem Parsismus (Zoroastrismus, Mazdaismus), stand Mânî schon dadurch in Beziehung, daß sein Vater dieser früher angehört hatte, daß der Parsismus auch für Babylonien Landesreligion geworden war und Mânî, sowohl während seiner Vorbereitungszeit außerhalb der mandäischen Zirkel, wie bei seinem späteren Wirken ihn auf Schritt und Tritt vor Augen hatte.

Brahmanismus und Buddhismus sind ebenfalls von diesen Gedanken beeinflußt worden, mehr als man bisher annahm. Zu Mânî's Zeiten war der Brahmanismus in Indien stark zurückgedrängt, dagegen stand dort seit dem 3. vorchristlichen Jahrhundert der Buddhismus in voller Blüte. Da Mânî mit Indien in Verkehr getreten ist (s. o.

S. 47), wird zu untersuchen sein, inwieweit sich indische Einflüsse auf seine Lehre geltend gemacht haben, zumal da bei den Mandäern, unter denen er seine Jugend verlebte, solche Einflüsse anzunehmen sind.

Nach Babylonien war zu Mânî's Zeit bereits auch die christliche Religion vorgedrungen, die (vgl. I. Abschnitt, Anfang) damals ihre Weltherrschaft auszubreiten begonnen hatte. Auch wenn Mânî sie nicht gekannt hätte, müßte doch schon dieser Bedeutung halber die Stellung seines Systems zu ihr erwogen werden, um wieviel mehr, als der Manichäismus in der Folge der gefährlichste Feind der christlichen Kirche wurde!

Auch das Judentum, zumal das rabbinische des 3. nachchristlichen Jahrhunderts, ist schon deshalb mit in Betracht zu ziehen, weil es gerade im Zentrum von Mânî's erstem und auch späterem Wirken altansässig war und damals gerade in den bedeutenden thalmudischen Hochschulen zu Sura, Pumbedhita usw. (vgl. Bd. III dieser Sammlung) in hoher Geistesblüte stand. Leider verbietet mir der Raum, hier die Frage zu behandeln, ob und inwieweit in dem Riesenhohlspiegel das Thalmud, der gerade aus jener Zeit so scharfe Bilder zeigt, auch Mânî's geistige Gestalt reflektiert ist. (Einige Andeutungen S. 104.)

1. Babylonische Beziehungen.

Es ist ein müßiger Streit, ob Mânî die alte babylonische Volksreligion oder ihre bis ins einzelne astrologisch systematisierte Form benutzt habe. Die Grundvorstellungen sind stets dieselben geblieben, und was wir von den

babylonischen religiös-astralen Vorstellungen kennen — im wesentlichen schon in systematisierter Gestalt, aber bis über das homerische Alter zurückreichend —, genügt für unsern Zweck vollkommen. Keßlers Beweise, daß Mânî eine uns nicht mehr zugängliche ältere Form benutzt haben müsse, sind nicht stichhaltig; als „Volksreligion" war die altbabylonische Religion doch nicht mehr vorhanden, und Mânî machte sich ja, wie ausdrücklich gesagt wird (s. o. S. 43), mit „der Tradition der Gelehrten (d. h. dem astralen System) Babels" bekannt. Was er zu seiner Zeit beim „Volke" Babylons sah, war seit langem (schon Roms Dichter sagen es uns) „chaldäische" Zauberei, gegen die er sich ausdrücklich mit Verboten wandte.

Den Grundgedanken der babylonischen Weltanschauung — die genaue Entsprechung von Oberem und Unterem, lichtem Nord- und dunklem Südhimmel des Kosmos, von Kosmischem (Überirdischem) und Irdischem usw. — finden wir bei Mânî in schärfster Ausprägung, ja in dialektischer Zuspitzung: die Gegenüberstellung in der präzisesten Form, im Gegensatze! Die vollendete Entsprechung macht es im kosmischen System der Babylonier möglich, daß z. B. Nergal-Saturn, der Gott des dunklen kosmischen Südhimmels, mit Ninib-Mars, der am feurigen Zenith (Nibiru) befindlichen Gottheit, in seinen Funktionen wechselt usw. Schon aus diesem Grunde wäre es trotz Keßler durchaus mit der uns bekannten babylonischen kosmischen Anschauung vereinbar, daß bei Mânî die „Archonten" der kosmischen Niederwelt als Fixsternbilder an den uns sichtbaren Himmel versetzt werden (s. o. S. 59 f.); daß ihre ab-

Fig. 14. Der Gott Bêl (S. 87),
Repräsentant des himmlischen Erdreichs,
d. h. des Tierkreises.

Fig. 15. Der Gott Ea (Oannes) (S. 87),
Repräsentant des Himmels-Ozeans (kosmischen Südhimmels).

gezogenen, mit Lichtelementen durchsetzten Häute als Sternbilder ausgespannt werden, beruht (wie bereits S. 60 angedeutet) auf demselben Mythologem, wie die Herstellung des Himmelsgewölbes aus der Hälfte des zerrissenen Drachens Tiâmat (vgl. Fig. 10—12), wovon es in dem altbabylonischen Weltschöpfungsepos heißt:

Aus ihrer einen Hälfte machte er und spannte aus den Himmel,
Schob einen Riegel vor, bestellte Wächter
Die (Himmels-)Gewässer nicht herauszulassen befahl er ihnen.

Der Herr dieses nördlichen, lichten Himmelsozeans ist Anu, der „Vater der Götter", am Himmelsnordpol thronend (dessen irdisches Abbild der im Norden liegende „Länderberg" ist); auch bei Mânî ist der Sitz des Lichtkönigs, des „Vaters der Herrlichkeit", im Norden (s. o. S. 55). Der manichäischen lichten Trias, Vater der Herrlichkeit, Lichtäther, Lichterde, entspricht die babylonische Göttertrias Anu-Bêl-Ea: Ea wird ebenfalls der Herr des Himmelsozeans (apsû) genannt; obwohl er eigentlich im südlichen Teile des Himmelsozeans wohnt (er wird auch hauptsächlich in Südbabylonien verehrt), ist er doch gerade den bösen Mächten entgegengesetzt und schützt gegen sie; er kann daher, ähnlich wie Nergal an Ninib's Statt, an Anu's Stelle treten. In einem Texte aus dem Jahre 138 v. Chr. heißt sein Heiligtum Esagila „das Himmelshaus". Im Vergleich mit diesen steht er unter den guten Gottheiten etwas tiefer (südlicher) gleich dem Lichtäther Mânî's. Bêl ist der „Herr der Länder" = der Lichterde bei Mânî; mit den „Ländern" ist in der babylonischen kosmischen Anschauung,

wie Jeremias gezeigt hat, der kosmische „Erdkreis“, nämlich der Tierkreis, gemeint. Auf diesen weisen bei Mânî deutlich die 12 Herrlichkeiten hin (S. 56), die Tierkreiszeichen. Diese werden sowohl bei den Babyloniern, wie in den babylonisch beeinflußten Thalmud- und Midraschstellen von ihrem Standorte, dem Tierkreise selbst, unterschieden. — Dem „Könige der Finsternis“ bei Mânî entspricht der babylonische Höllenfürst, z. B. in dem Epos von „Ischtar's Höllenfahrt“. Tiâmat hat in der babylonischen Kosmologie und Kosmogonie, wie ebenfalls Jeremias gezeigt hat, eine mehrfache Bedeutung; als Repräsentantin des finsteren Reiches finden wir sie in Mânîs „Humâmâ“ wieder (s. o. S. 56). Während im babylonischen Epos „Enuma Elisch“ sie selbst von Marduk im Drachenkampfe besiegt wird, ist es bei Mânî der Satan (iblis), der als Sohn der Hamûmâ dem Mummu, Tiâmat's Sohne, entspricht, der seiner Mutter bei dem Streite beisteht.

Marduk, dem Sohn des Ea, entspricht deutlich der manichäische „Urmensch“ (s. o. S. 58); dessen Mutter, die „Mutter des Lebens“, hat Ähnlichkeit mit Marduk's Mutter Daminka (Dauke bei Berossus). Wie der „Urmensch“ als Kampfrüstung die fünf lichtgöttlichen Attribute sich anlegt, so treten alle babylonischen Götter ihre Macht und Herrschaft an den Vorkämpfer Marduk ab, damit er zum Drachenkampfe gerüstet sei. (Vgl. das Epos Enuma Elisch, Tafel III und IV.) Auch als Gilgamesch erscheint Marduk in anderer Form als babylonischer „Urmensch“. Wie Mânî's Urmensch ist er auch der am meisten in der babylonischen Welt tätige, im Vordergrunde des Kult-

Interesses stehende Gott, vor allem wegen seiner licht machenden, helfenden, erlösenden Tätigkeit, weshalb er gleich jenem häufig mit dem Sonnengestirn in Verbindung steht:

„Marduk, erstgeborener Sohn des Ea,
Hell und rein zu machen ist dein Werk" —

so heißt es in einem babylonischen Hymnus (IV R 3, II 26) auf ihn. Sahen wir oben (S. 59) den manichäischen Urmenschen als den „Sohn des Pleroma", so entspricht das ganz seinem babylonischen Urbilde Marduk, von dem es in einem anderen Hymnus (Craig 29, 3) heißt:

„Du trägst Anu-, Bel-, Ea-Eigenschaft,
Herrschaft und Königswürde,
Du verwaltest alle Weisheit,
Vollkommen an Macht!"

Marduks Wanderungen und Erscheinungen auf Erden, z. B. als Gilgamesch, darf man wohl mit Keßler als das Prototyp von Mânî's Ansicht erachten, daß in gewissen Zeiträumen ein neuer Prophet auf die Erde gesandt werde. Vielleicht steht die (s. o. S. 63) manichäische Gestalt des schon den Adam belehrenden Isâ (Jesus) in Zusammenhange mit dem aus dem Meere auftauchenden fischähnlichen (vgl. Fig. 15 und Jesu Bezeichnung mit „Ichthys" [Fisch] bei den Christen, Petri und des Papstes Fischerring usw.) babylonischen Oannes, der den ersten Menschen Kultur, Gesetze, Wissenschaft und Religion lehrt, und dem später noch 3, bezw. 6 ähnliche Lehrer der Menschen gefolgt sein sollen.

Wenn Mânî die abgeschiedenen Frommen auf dem Wege des Tierkreises zu Mond und Sonne gelangen läßt, so ist das astronomisch richtiger gedacht, als wenn dies,

z. B. in den Mithras-Mysterien, auf der „siebenstufigen Leiter“ geschieht, die den Planetenbahnen entspricht. Denn Sonne und Mond stehen in des Tierkreises, nicht aber in der Planeten Bahn. Die sieben Planeten-„Stufen“ konnte Mânî schon deswegen nicht brauchen, weil er Sonne und Mond als besondere Stationen feststellte; da durfte er sie nicht nochmals als Planeten wie die andern 5 hinstellen. — Der Tierkreis wird öfters als „Dammweg“ oder „Himmelsdamm“ bezeichnet; die durch das wasserreiche Babylonien geführten Straßen waren solche Dämme. Ebenso heißt die Straße, die der Tote gehen muß: „Der Dammweg ohne Rückkehr“. — Die sieben Planetenbahnen, das Urbild der sieben- und weniger-stufigen Tempeltürme (s. o. S. 80) der Babylonier und jener siebenstufigen Leiter scheinen indessen von Einfluß auf die Bîmâ des manichäischen Hauptfestes (S. 79) gewesen zu sein. Allerdings sind hier nur fünf statt sieben Stufen vorhanden; wenn man aber bedenkt, welch' eine Ausnahmestellung Mânî der Sonne und dem Monde beilegt, so erklärt es sich, daß er von den (in der antiken Anschauung über einander liegenden) Planetenbahnen nur die f ü n f der kleineren Planeten berücksichtigte. Hieraus würde sich dann vielleicht im allgemeinen die Bevorzugung der Fünfzahl bei Mânî erklären lassen.

Die Vorzugsstellung von Mond und Sonne erklärt sich aus der großen Bedeutung beider Planeten, oder richtiger der durch sie repräsentierten Gottheiten Schamasch und Sîn bei den Babyloniern. Den manichäischen „Lebensgeist“ darf man wohl im babylonischen Rammân, dem Gotte des Firmamentes, wiederfinden (so Keßler), und der

gleich dem „Urmenschen“ und dem „Lebensgeiste“ in enger Beziehung zur Sonne stehende „dritte Alte“ oder „Lichterfreund“ dürfte sein Seitenstück im babylonischen Ninib, dem Herrn des Zenits, haben (s. o. S. 84).

Die „Lichtjungfrau“ ist die babylonische Ischthar als Venusstern, der dort mit Sonne und Mond eine Sonderstellung vor den übrigen Planeten einnimmt. Andererseits dürfte auch auf die Gestalt der „Mutter des Lebens“, die auf dem Monde ihren Sitz hat (S. 61), die „Himmelskönigin“ Ischthar von Einfluß gewesen sein, die ungemein vieldeutig erscheint, z. B. als „große Mutter“, als „Hellglänzende“ (Sarpanîtu), als Göttin der Fruchtbarkeit usw.

Hinsichtlich des Kultischen sei für die Forderung Mânî's zum Reinigen vor dem Gebet (und bei der Taufe) fließendes Wasser zu nehmen (S. 75), an folgende babylonische Weiheformeln erinnert (IV R 59. 2, 16):
„Rein waschen mögen dich des Stromes dahineilende Wellen.“
(Craig 36, 9):
„Marduk, der gleich dem Stromgott den Treuen reinigt.“
(IV R 22, II 11ff.):

„An der zwei Ströme Mündung schöpfe Wasser,
Und sprich darüber deine heilige Formel,
Und heilige es durch deinen heiligen Spruch,
Damit benetze den Menschen, den Sohn seines Gottes.“

Selbst die so sehr auffallende Ansicht Mânî's, daß die Menschen von einem Gotte der Finsternis herstammen, läßt sich auf ein babylonisches Motiv zurückführen. Nach einer babylonischen Tradition sollen die ersten Menschen aus dem Meere entstanden sein. Der irdische, untere Ozean

entspricht aber eigentlich dem finsteren, südlichen Himmelsozean, der kosmischen Hölle. — Der Repräsentant dieser finsteren Weltecke ist Nergal-Saturn; „nrigal“ bedeutet „menschenfressend“ — daher der kinderfressende Saturn-Kronos und Nergal als Totengott. Wie Saturn, so frißt auch Sindîd (S. 62) seine ersten Kinder.

2. Mazdaistische Beziehungen.

Klarer noch als im Babylonischen ist im Parsismus (Mazdaismus) der Gegensatz zwischen Lichtwelt und Welt der Finsternis ausgeprägt. Der „Vater der Herrlichkeit“, der manichäische Lichtkönig, entspricht dem parsischen Ahura Mazdah (d. h. dem „weisen Lebendigen“ oder „weisen Herrn“; Ormuzd), ebenso die Cheschûchâ dem manichäischen „Könige der Finsternis“ Angra mainyu (dem „bösen Geist“; Ahriman). Ahura Mazdah und Angra mainyu sind ewig wie das lichte und das finstere Prinzip der Manichäer und stehen in ebenso schroffem Gegensatze zu einander wie jene Prinzipien. Wie im Manichäismus dem „Vater der Herrlichkeit“ noch zwei andere Lichtprinzipien zur Seite stehen, die aber mehr unpersönlicher Natur sind (Lichtäther und Lichterde), so sind auch die neben Ahura Mazdah stehenden 6 Götter, die Amescha spenta (unsterblichen Heiligen), ziemlich unpersönlich und machen den Eindruck personifizierter Abstrakta, wodurch sie sich den manichäischen Gottheitsattributen (S. 56) nähern. (Ihre Namen sind: Vohu manô Wohlgesinntheit, Gnade; Ascha vahischta beste Gerechtigkeit; Kschathra vairya vorzügliche Herrschaft; Aramaiti Willigkeit; Haurvatat

Fülle; Ameretât Unsterblichkeit.) Aus der alt-arischen Religion übernommen, sind noch als „Verehrungswürdige“ (Yadschata) z. B. folgende Götter vorhanden: Mithra (vgl. den Lichtgott der Lichterde, z. T. auch den „Urmenschen“), Râmman (vgl. den Lebensgeist S. 90; hier = Windgott), Agni der Feuergott (vgl. den „Lichtfreund“) usw. Zu bemerken ist aber, daß, während im Manichäismus wenigstens Lichtäther und Lichterde als gleichewig mit dem Vater der Herrlichkeit gelten, im Parsismus diese anderen Gottheiten außer Ahura Mazdah von diesem geschaffen sind. Das gleiche ist der Fall mit den unter Angra mainyu stehenden Dämonen (daeva oder drudsch). Dem manichäischen Satan entspricht hier einigermaßen Aeschma daeva (der Wut-Dämon), von dem übrigens manche den Dämon Aschmedai (Verderber; Asmodäus) der Rabbinen abgeleitet glauben.

Den Kampf mit dem bösen Angra mainyu führt im Parsismus Ahura Mazdâh selbst, und zwar 6000 Jahre lang, bis zum dereinstigen Siege. (Etwas anders s. u. S. 119.)

Auch der Parsismus kennt eine Art „Urmenschen“, den von Ahura Mazdâh geschaffenen Gayô maretan. Dieser wird indessen von Angra mainyu getötet. Doch wird Angra mainyu durch diese Tat insofern Veranlassung zur Entstehung des ersten Menschenpaares Mâschya und Mâschyôî (Mensch und Menschin; vgl. in der Bibel îsch und îschâh = Mann und Männin), als diese beiden aus dem Samen des getöteten Gayô maretan hervorgehen, und er macht sie noch insofern zu seinen Kreaturen, als er sie zum Abfall von Ahura Mazdah verleitet, wodurch die Welt dem Einflusse der Dämonen anheimfällt. Damit die Menschen die

Macht des Bösen erfolgreicher bekämpfen könnten, als es vordem durch die wohlgemeinten Bemühungen tapferer Heroen geschah, sendet Ahura Mazdâh zu Beginn der letzten 3 Jahrtausende des Weltkampfes seinen Propheten Zarathuschtra, die Menschen durch Verkündung der Wahrheit und durch Gebet zum Gehorsam gegen Ahura Mazdâh zu leiten; nach tausend und nach nochmals tausend Jahren soll dann wieder je ein von Zarathuschtra stammender Prophet erscheinen, am Ende jenes dreitausendjährigen Zeitraumes aber der „künftige Erlöser" (Saoschyant) namens Astvatereta, der Sohn der Jungfrau Erehdatpehdri. Den von Mânî anerkannten früheren Propheten entsprechen hier nur Heroen, und Zarathuschtra ist nicht wie Mânî als letzter und größter Prophet genannt: der Gedanke einer forterbenden Prophetie (S. 44) aber ist da. — Astvatereta hilft dann Ormuzd und den anderen Göttern den Angra mainyu nebst den Seinen völlig besiegen und wirkt auch bei der Belebung der Toten mit. Diese stehen mit neuen Leibern auf und erhalten eine neue Erde als Wohnplatz. Diese Anschauungen — alles Vorstehende entstammt den alten parsischen Religionsschriften Avesta und Bundahischn — konnte Mânî nicht gebrauchen; wohl aber gibt es eine auffallende Parallele zu seiner Schilderung der astralen Seelenreinigung in dem wenigstens seinem Inhalte nach aus der Sassanidenzeit stammenden Buche Sad-dar, wo berichtet wird, daß die Seele aus der Körperwelt zur Wohnung Ahura Mazdâh's durch folgende Stationen aufsteige: Feuer — Sterne — Mond — Sonne — Tschinvat-Brücke! Sind unter den „Sternen" hier die Planeten zu verstehen, so haben wir ein

Vorbild der nur fünf Planeten Mânî's (s. o. S. 90); ist dagegen mit „Sterne“ der Tierkreis gemeint, so wäre hier Mânî's Ansicht von diesem als Bahn zu den Läuterungsstationen Mond und Sonne bereits vorgebildet. — Als Abschluß der alten Weltperiode lehren Avesta und Bundahischn einen Weltbrand, bei dem ähnlich wie bei Mânî die in der Hölle vorhandenen Seelen der Bösen mit den schmelzenden Metallen der Erde zusammen durchglüht werden. Indessen geschieht das nicht (wie bei M.) zu ihrer Vernichtung, sondern vielmehr zu ihrer Läuterung, so daß sie nunmehr rein in Ahura Mazdâhs ewiges Reich eingehen können, das von da an allein herrscht. Angra mainyu's Reich ist alsdann offenbar ganz verschwunden, während bei Mânî klarer und konsequenter der hier schließlich aufgehoben erscheinende uranfängliche Dualismus wiederhergestellt wird. Für die „Mittelmäßigen“, weder ganz Schlechten noch ganz Guten, kennt übrigens der spätere Parsismus bereits vor Mânî (wie auch schon der Rabbinismus) eine Art Fegefeuer, namens Hamêstakân, in dem sie bis zur Auferstehung weilen. — Die Idee seelischer und physischer Reinheit wird auch im Parsismus stark betont und hier z. T. durch umständliche Vorschriften und Zeremonien zu erreichen gesucht. Als von Natur rein werden betrachtet: Feuer, Wasser, fruchtbare Erde; als unrein: z. B. alles Gestorbene, die Exkremente und in Verbindung damit alles Sexuelle, abgesehen von der notwendigen Geschlechtsfortpflanzung. Um die Elemente des Feuers und des Bodens nicht zu verunreinigen, werden die Toten weder verbrannt, noch beerdigt, sondern in den

Fig. 16. „Turm des Schweigens“ (S. 97).

oben offenen „Türmen des Schweigens“ den Raubvögeln preisgegeben, die Gebeine dann in dem Beinhause des Bauwerks aufbewahrt. Zu der doch altparsischen Hoffnung leiblicher Auferstehung steht dieses Verfahren in einem eigentümlichen Verhältnis — man denke nur an die Sorgfalt der Ägypter für die Leichname. Gemeinsam hiermit hat der Manichäismus nur die Vorstellung von der Unreinheit des Leibes, und zwar auch des lebenden Körpers, soweit er nicht Lichtteile in sich birgt. Die vom Manichäismus ganz verworfenen Opfer sind im Parsismus kultisch unbedeutend, wenigstens für die dabei gar nicht mitwirkenden Laien; die Feuerpriester — die schlimmsten Feinde Mânî’s — hatten das heilige Feuer zu unterhalten.

Man sieht, es war weniger, als die gemeinüblichen Kompendien behaupten, was Mânî dem Parsismus entlehnen konnte. Zudem ist nicht einmal ganz sicher, ob auch nur alles von dem oben Erwähnten schon zu Mânî’s Zeit galt oder erst aus späterer Zeit stammt, da z. B. die Schlußredaktion des Avesta erst im 6. Jahrhundert stattfand.

3. Beziehungen zum Buddhismus.

Vom indischen Brahmanismus scheint Mânî so gut wie nichts aufgenommen zu haben, wenigstens nicht direkt. Gerade z. B. bei seiner Lehre von dem Zwischenzustande der Mittelmäßigen (s. o. S. 72) hätte es ungemein nahegelegen, die brahmanische Seelenwanderungs- oder die buddhistische Neuverkörperungs-Lehre (beides ist verschieden, vgl. Bd. I^3, zu § 233) einzuführen. Mânî tat es nicht; denn

einige Stellen, die Ähnliches berichten, sind nur bildlich gemeint und gehen vielleicht sogar überhaupt nicht auf Mânî selbst zurück.

Vom Buddhismus nahm Mânî hauptsächlich einiges Ethische auf; vom Methaphysischen wäre nur etwa die manichäische Bevorzugung der 5-Zahl zu nennen, sowie die Idee, daß die Erlösung oder Bestrafung mit metaphysischer Notwendigkeit nach dem sittlichen Zustande des Menschen erfolgt und das Eingreifen göttlicher Barmherzigkeit aus Gnaden ganz ausgeschlossen ist. Schließlich könnte man in dem ethisch-pessimistischen Grundgedanken des Buddhismus, daß alles Körperliche, ja überhaupt alles Leben nur eine Störung und Trübung der Seligkeit des Nirvâna sei, dessen Erreichung durch Abwenden vom Irdischen angestrebt werden müsse, eine Parallele zu dem ähnlichen kosmischen Gedanken des Manichäismus (s. o. S. 65) sehen. [Forterben der Prophetie (S. 94): vgl. Bd. I³, § 107.]

In ethischer Beziehung zeigt der manichäische „Vollkommene" viele Ähnlichkeit mit dem buddhistischen Ordensmönch (Bhikschu, Bhikku), zumal mit dem „Vollendeten" (Arahat), und auch die dem Hörer gegebenen Sittenvorschriften ähneln denen für die buddhistischen Laien (Upâsaka), vgl. oben S. 69f. Der Buddhismus kennt einen höchsten Gott eigentlich überhaupt nicht und läßt nur die aus der Volksreligion überkommenen deva's als eine Art von Geistern gelten, die aber unter dem Arahat stehen (Bd. I³, § 384). Auch eigentliche Gebete hat er daher nicht, sondern nur „Devotionsformeln", an den Buddha gerichtet, die aber Gebeten, wie sie z. B. an Mânî und den „Urmenschen"

oder den „Lebensgeist“ von dem Manichäer gesprochen werden, durchaus ähnlich sind. Ebenso bleibt, während der Manichäismus jedes Opfer verwirft, das buddhistische „Blumenopfer“ vor dem Buddhabilde (vgl. I^{3}, § 270 und Anm.) trotz der bloßen „Meditation“, die dabei gesprochen wird, doch ein Opfer; die Zeremonie entscheidet: sonst könnte eine begleitende schöne Meditation auch einem Menschenopfer seinen Opfercharakter nehmen.

4. Verhältnis zum Christentum.

Der christlichen Kirche wurde der Manichäismus dadurch so gefährlich, daß er ganz friedlich an sie herankam, ohne irgend welches Aufsehen zu erregen sich in ihrer Mitte niederließ, unter Anbequemung an ihren Ritus und ihre Terminologie den unbefriedigten Geistern eine höhere Erkenntnis versprach und durch das Band des Geheimnisvollen — denn viele „auditores“ werden sicherlich seine Kosmologie oder richtiger kosmologische Mythologie ebensowenig verstanden haben, wie ein dreijähriges Kind eine dogmatische Predigt — das Selbstbewußtsein der Bekehrten hob und die Begabteren zu weiterer Vertiefung anregte. Besonders im Abendlande suchten die Manichäer durch Deutung neutestamentlicher Stellen in ihrem Sinne die Christen für sich zu gewinnen, nicht nur durch Berufung auf Jesu Ankündigung der Sendung seiner Tröster, welcher eben Mânî sei, sondern auch durch bestechende dogmatische Auslegungen. Christus z. B. war von Paulus der andre Adam genannt worden; unter Hinzuziehung der christlichen

Lehre von seiner göttlichen Präexistenz erwiesen sie, daß er der „Urmensch“ gewesen, und daß der, den sie mit diesem Namen bezeichneten, eben der Christus Sotêr (der Heiland) sei, der die Menschen erlöse und selig mache. Man muß es selbst gelesen haben, mit welchem Geschick Faustus von Mileve (in Augustins weitläufigen Zitaten aus seinen Schriften) verfährt, und wird die Wirkung begreifen. Mit zwar nicht tiefgehender — das ist fürs Agitieren auch gar nicht gut — aber ungemein gewandter und schlagfertiger Dialektik zeigt er, daß, wenn Jesus Gottes Sohn sei, er nicht habe Mensch sein können, daß vielmehr seine menschliche Erscheinung von der Geburt bis zum Tode nur ein Leben des wahren Gottes in einem Scheinleibe gewesen sei. Dabei bringt Faustus sowohl für den Orthodoxen wie für den freier Denkenden Ansprechendes vor, sodaß er wenigstens für einen Teil seiner Ausführungen Beifall erhoffen kann — und das übrige wird sich schon finden. Die Gründe, die er z. B. gegen die Annahme einer bloß menschlichen Natur Jesu vorbringt, sind scheinbar feste Stützen für Christi göttliche Natur; manche wirken ganz überraschend: Wie konnte, versetzt er, Jesus beim letzten Abendmahle sagen „Das ist mein Leib“ . . . „nehmet hin und esset“ und „das ist mein Blut . . . trinket alle daraus“, wenn er doch leiblich unter den Jüngern weilte, — ohne sich ein Stück Fleisch abzuschneiden oder Blut abzuzapfen? Augustin hatte einen schweren Stand gegen diesen Mann, und seine 33 Bücher wider Faustus zeigen ihn nicht immer als den geschickteren Streiter.

Nur noch ein Beispiel! Wenn die Manichäer ihre Lehre kurz in folgende vier Artikel zusammenfaßten: Glaube an Gott, an sein Licht, an seine Kraft, an seine Weiseit — so mochte wohl jeder unbefangene Christ dies ganz und gar seinen Anschauungen gemäß finden, und niemand konnte in diesem Wortlaut etwas Verfängliches finden oder ahnen. Und doch meinte der Manichäer die Ausdrücke ganz anders, als sie klangen: „Gott" ist der „Lichtkönig" des Systems, der die Äonen aus sich ausstrahlt usw., sein „Licht" ist die Sonne und der Mond, die beiden großen Läuterungsstationen für die Seelen; seine „Kraft" sind die 5 leiblichen Attribute der „Lichterde"; seine „Weisheit" ist entweder das gesamte System oder dessen sämtliche Anhänger.

Mânî selbst unterscheidet bei Jesus zwischen dem „Sohn der armen Witwe, den die Juden kreuzigten", und dem echten Jesus. Sehr genau kann zwar seine Kenntnis des Evangeliums nicht gewesen sein, wenn er Maria zur Witwe macht; trotzdem aber hielt er sich für berechtigt, an den Schriften des Neuen Testaments Kritik zu üben, ähnlich wie Mohammed, bei dem ja die Sicherheit seines Urteils in umgekehrtem Verhältnisse zu dessen Richtigkeit steht. Die Evangelien hält er für vielfach verfälscht; denn sie widerlegen seine Annahme, daß Jesus nur in einem Scheinleibe gewandelt, und daß ein Abgesandter des Teufels, der ihm habe schaden wollen, zur Strafe an seiner Statt gekreuzigt worden sei. Also müssen sie verfälscht sein. Denn Mânî ist ja ein Prophet. Und wann hätte ein Prophet geirrt? Oder wenigstens gesagt, daß er geirrt habe! Um

dem Schaden abzuhelfen, hat Mânî selbst ein „Evangelium“ geschrieben, wovon aber nichts mehr erhalten ist. — Ganz verwirft er die Apostelgeschichte; sie erzählt ja, wie der von Jesu verheißene Paraklet als heiliger Geist schon am ersten Pfingstfest in Jerusalem erschienen sei und nicht erst zwei Jahrhunderte später als Babylonier Mânî! Auch die Briefe Pauli müssen sich starke Striche gefallen lassen, wenn sie noch leidliche Anerkennung finden sollen. Die Apokalypse hat sicher Mânî's Beifall in höherem Grade, noch mehr aber verschiedene der Pseudo-Evangelien mit ihren mystischen Andeutungen und Ausführungen. Wie Mânî ein Evangelium schrieb, so scheinen auch von anderen Manichäern solche geschrieben worden zu sein, wie z. B. die erhaltenen Acta Thomae, die ganz manichäischen Charakter tragen. Übrigens muß anerkannt werden, daß, sobald kirchliches Dogma einerseits und sein kosmisches System andererseits nicht in Frage kommt, also z. B. hinsichtlich religiös-ethischer Stücke wie der Bergpredigt und der Gleichnisse etc., Mânî für deren Echtheit eintritt und sich unbefangener zeigt als mancher moderne Kritiker.

Zu dem oft gehässigen Verhalten der Mandäer in Wort und Brauch dem Christentum gegenüber bildet die Haltung Mânî's und des Manichäismus einen wohltuenden Gegensatz. Daß trotz alledem, abgesehen etwa von den asketischen Vorschriften, über die mancher Bericht übertrieben sein dürfte, das Ganze des Mânî'schen Systems in schreiendem Widerspruche zu dem Geiste und der Geschichte des Christentums steht, ist vom Leser wohl sofort bemerkt worden.

5. Verhältnis zum Judentum.

Das Alte Testament verwarf Mânî wie die meisten Gnostiker. Juden sind seine Verfasser; der Judengott aber ist der König der Finsternis, von dem nichts Gutes kommen kann. Sämtliche Propheten des Alten Testaments sind entweder von Dämonen hinters Licht geführte Lügner oder gar Dämonen selber, aus dem finstern Reich emporgestiegen. Vor allem Moses ist ein solcher Höllensendling, und Mânî wirft ihm leidenschaftlich allerhand Schlechtigkeiten vor, teils wirkliche Schwächen, teils Dinge, von denen man nicht weiß, woher Mânî sie nur haben mag. Eine genauere Kenntnis des Alten Testaments fehlt ihm noch mehr als die des Neuen Testaments; sonst würde er wenigstens einiges aus den prophetischen Büchern von seinem Verdammungsurteile wohl ebenso ausnehmen wie die Bergpredigt. Gelten läßt er von alttestamentlichen Personen nur Adam, Seth, Noah und (im Gegensatz zu den Mandäern) Abraham, die er sogar zu seinen prophetischen Vorgängern rechnet.

Daß Mânî mit den babylonischen Juden seiner Zeit irgendwie in direktem geistigen Verkehre gestanden haben sollte, ist nicht im mindesten glaublich. Waren sie ihm doch Teufelsknechte! Später aber scheint polemischer Verkehr zwischen Juden und Manichäern des öftern vorgekommen zu sein. Wenigstens kann an verschiedenen Stellen des Thalmud das Wort „mîn“ oder „mînâ“ (für einen Andersgläubigen) nicht „Judenchrist“ oder „Leugner“ bedeuten, sehr wohl aber „Manichäer“; denn die von diesen Gegnern

den Juden gemachten Einwände usw. passen sehr gut in die manichäische Lehre.

Hier (vgl. S. 83) nur ein paar kleine Züge: Sanhedrîn 38b will z. B. ein (auch von Bacher für einen Manichäer gehaltener) Mîn dem Rabbi Idî — der übrigens im 4. Jahrh. laut dem Midrasch Berêschîth rabbâ c. 38 (8) die Ruine des „Turms zu Babel“ erstiegen hat — aus 2. Mos. 24, 1 („Und er sprach zu Mose: Steige hinauf zu Gott“, statt: „zu mir“) und aus 2. Mose 23, 21 („Und er wird auch eure Sünden nicht verzeihen“) zu beweisen, daß der redende Judengott ein unter der höchsten Gottheit stehendes Wesen sei, was der manichäischen Auffassung von der Inferiorität des Judengottes entspricht (s. o. S. 103). Dagegen sind die Mînîm, deren östliche Gebetsrichtung nachzuahmen der babylonische Rab Schèscheth seinem Diener verbietet (Bâbâ bâthrâ 25b), schwerlich mit Bacher als Manichäer anzusehen, da diese ja gar nicht nach Osten zu beteten (s. o. S. 75). — Wohl aber dürfte der Ausspruch des mit babylonischen Verhältnissen wohl vertrauten (vgl. Wa-jikrâ rabbâ, c. 32) Rabbi Berechjah im 4. Jahrhundert: „Die babylonischen Frevler sagen, Gott habe einen Sohn“ (Agadath Berêschîth, c. 27), auf die manichäische Lehre vom „Urmenschen“ (S. 59) oder vom „Äon Jesus“ zu beziehen sein; sicher ist dies der Fall bei dem oben S. 12 mitgeteilten Ausspruche des gegen Ende des 3. Jahrhunderts lebenden Rabbi Samuel bar Nachman, der lange Zeit in Babylonien gelebt hatte.

So ließe sich eine ganze Parallelensammlung zu Mânî's Lehren aus Berichten und Anspielungen des Thalmud zusammensetzen. (Vgl. S. 139.)

Fünftes Kapitel.

Astralmythus und Mystik.

Es wird vielen wunderbar, ja unglaublich erscheinen, daß astrale Anschauungen in dem von mir angenommenen Maße die religiösen Vorstellungen der alten Kulturvölker beeinflußt haben und bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. und später religionsbildend wirksam gewesen sein sollen. Um dies begreiflicher zu machen, gebe ich einige Daten aus alten Schriftstellern, die den Zusammenhang altorientalischer Astral-Anschauungen mit den in diesem Buche gekennzeichneten mystischen Gedankengängen illustrieren, und zwar mit Vorbedacht aus allgemein bekannten und jedem Interessenten zugänglichen alten Autoren, da man bei keilinschriftlichen Texten einwenden könnte, daß sich diese Benutzung schwer erhältlicher Quellen nicht kontrollieren lasse und über manche Deutung jener Ziegelschriften die Gelehrten heute selbst noch nicht einig seien.

1. Allgemeines.

In welcher Weise altorientalisch-astrale religiöse Motive noch heute nachwirken, dafür verweise ich nur kurz auf folgendes:

1) Die Priester-Tonsur ist ursprünglich eine Symbolisierung der Sonnenscheibe. So schoren sich schon

Jahrhunderte vor der christlichen Zeit die brahmanischen und buddhistischen Mönche. Auch der alte Herodot erzählt: Die Araber scheren sich das Haupt rings von einer Schläfe zur andern, weil, wie sie sagen, Bacchus sich so geschoren habe. — Bacchus aber ist der Sonnengott, der den Wein reifen läßt, der von Osten her kommt, begleitet von einer frohen Schar, deren ausgelassenes Treiben an die Festesfreude beim Emporsteigen der jährlich neuverjüngten Sonne erinnert usw. Auch der Zopf auf dem sonst glattgeschorenen Schädel der Chinesen und der entsprechende einsame Haarschopf anderer Völker erinnert an die winterliche Sonne, der nur noch ein schwaches Strahlenbündel geblieben ist. Mit nur einem Haar auf dem Kopfe wurde denn auch die im Winter-Solstitium befindliche Sonne bei den Ägyptern dargestellt. — 2) Die Priester-Stola mit ihren eingewirkten Verzierungen hat ursprünglich Beziehung zum Tierkreise, wie ja auch die Gewänder der Dea Syra und der Diana von Ephesus die 12 Sterne des Zodiakus aufweisen. — 3) Der Rosenkranz, schon hunderte von Jahren vor Entstehung der christlichen Kirchen in Indien im Gebrauch, versinnbildlichte zu Anfang einfach die Sterne und Planeten. — 4) Die Tiara (Mithra) oder ihre Urform, die konische Mütze, wie sie noch heute von den Lama-Priestern getragen wird, stellte die im Zenith, auf der Höhe des Weltberges, stehende Sonne dar. — 5) Der Bischofsstab erinnert entweder an den Stecken des Bootes oder an den Jakobsstab im Orion; auch dem Wandler der Nacht, dem Monde, wird ein Stab oder eine Lanze beigelegt. — 6) Die astralen Mithrasmysterien haben wörtlich die Ein-

gangsworte der katholischen Messe: Chon-k am p-ak = Dominus robiscum! (Vgl. noch oben S. 89.)

Wenn heute auf die babylonische Astral-„Religion" als die Quelle aller antiken und neueren Einkleidung religiöser Gedanken zurückgegangen wird, so ist das sehr richtig — die babylonische Weltanschauung hat in gewisser Beziehung die ganze Welt beeinflußt, sagt treffend A. Jeremias — aber doch nur in dem Sinne zu verstehen, daß wir damit die letzte uns vorläufig erreichbare Quelle meinen. Die um 2500 v. Chr. in Babylonien eingewanderten alten „kananäischen" Stämme, zu denen Hammurabi, der Zeitgenosse Abrahams, gehörte, müssen die bei ihnen schon ausgebildet zu findende Astralreligion in ihrer neuen Heimat vorgefunden haben. Die uns durch sie bekannten „altorientalischen" Anschauungen sind auf die nicht semitischen Voreinwohner des Landes zurückzuführen, auf die sog. Ṣumerier, von denen ja noch uralte Bußpsalmen erhalten sind, die noch heute ergreifend wirken. Die semitischen Einwanderer waren schon in der ersten unserer Kenntnis zugänglichen Zeit sehr weit über primitiv-astrale Formen hinaus. Sie kannten bereits ganz genau die (rückwärtige) Präzession des Frühlingspunktes. Gerade diese Kenntnis setzt jahrhundertelange Beobachtungen voraus. Wir finden die Babylonier nicht mehr bei der Entwicklungsarbeit ihres astralen Wissens, sondern im Besitze eines wohlorganisierten Himmelssystems, sobald wir überhaupt etwas von ihnen wissen. Mitgebracht haben sie es, wie gesagt, sicherlich nicht, selbst erfunden noch weniger, da sie es gleich von Anfang an haben, also geerbt von ihren Vorgängern im Lande, das sich wie kaum

Fig. 17. Die babylonischen sieben Planetengötter.

Fig. 18. Sumerier-Kopf.

ein zweites mit seiner ebenen weiten Fläche und seinem klaren Himmel zu solchen Beobachtungen seit alters eignete.

Wie uralt aber diese Beobachtungen und die damit verbundenen astralen Kenntnisse gewesen sein müssen, geht aus folgender Überlegung hervor. Die oben genannte „Präzession des Frühlingspunktes" bedeutet, daß die Sonne, die zu heutiger Zeit bei der Frühlings-Tagundnachtgleiche (Frühlings-Äquinoktium) in einem gewissen Sternbilde aufgeht, vor so und so viel tausend Jahren in dem folgenden

Bilde bei ihrem Aufgange gestanden hat, nach so und so viel Zeit aber in dem Sternbilde aufgehen wird, das dem jetzigen vorangeht. Die Sternkreisbilder sind bekanntlich: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs (auch Esel, Krippe usw. genannt), Löwe, Jungfrau (auch Schnitterin), Wage, Skorpion, Schütze (Bogen), Steinbock (Böcklein, Bergziege), Wassermann (Eimer), Fische; vgl. Seite 24f., Fig. 3. Wir sagen heute noch, die Sonne gehe am 21. März im Sternbilde des Widders auf. Das stimmte bis zum 15. Jahrhundert n. Chr. auch ganz genau; heute geht sie schon im Sternbilde der Fische im Lenz auf. Etwa 2200 (reichlich 2150) Jahre geht die Sonne in demselben Sternbilde auf, immer an einem etwas früheren Punkte. Die Widder-Ära hat mithin um 750 n. Chr. begonnen; von da ab beginnt auch wirklich die babylonische Chronologie eine neue Welt-Ära. Vom 3. vorchristlichen Jahrtausend (etwa 3000)[1] bis in jene Mitte des 8. vorchristlichen Jahrhunderts ging die Sonne im Stier auf, vom Ende des 6. vorchristlichen Jahrtausends bis gegen 3000 in den Zwillingen, von der Mitte des 8. vorchristlichen Jahrtausends bis Ende des 6. im Krebs. Auf diese Ära weist die Tierkreisdarstellung von Dendera (in Ägypten) hin, die bei Napoleons I. Expedition bekannt wurde; hier ist das erste Tierkreiszeichen nicht der Widder, sondern der Krebs. Im Krebs, als Anfang der Ära, wird da die Welt entstanden gedacht. Das Bild geht auf eine alte Vorlage zurück.

---

1 Um diese Zeit (3095—2903) setzt man Chufu (Cheops), den Erbauer der grössten Pyramide. Die ägyptische Chronologie reicht bis 3892 v. Chr. — Um 2950 wird Fo-chi, der Begründer des chinesischen Staatslebens gesetzt.

Nun besitzen wir aber noch Spuren der Erinnerung an eine Zeit, wo der Frühlingspunkt im Sternbilde der Wage lag, und im Widder (statt des Frühlings-) das Herbstäquinoktium. Das weist auf eine Zeit von Beginn des 14. Jahrtausends bis hinein in die erste Hälfte des 12. Jahrtausends v. Chr.! Schon vor einem Jahrhundert hat der gelehrte Franzose Dupuis [1] viele Spuren aus jener uralten Ära zusammengestellt. Ich selbst verweise beispielshalber auf die aus grauer Vorzeit stammende, noch im Thalmud und Midrasch, wie im jüdischen Kultus vorhandene Ansetzung des Jahresanfangs (und in der Legende auch der Weltschöpfung) auf den 1. Thischri, der jetzt auf das Herbstäquinoktium fällt, zur Zeit der Entstehung jener Ansetzung aber auf das Frühlingsäquinoktium gefallen sein muß. Das besagt auch noch die alte Tradition (von Rabbi Elieser im Thalmud, Rosch ha-schanah 10b, 11a): „Es heißt (1. Mos. 1, 11): ‚Die Erde lasse Grünes hervorsprossen, Kraut, das Samen sät, und fruchtbare Bäume‘. In welchem Monat findet das statt, daß (usw.)? Das ist kein anderer als der Monat Thischri". Es ist ja auch ganz widersprechend, den Jahres- und Weltanfang in die Zeit der absterbenden Natur und in die orientalische Regenperiode zu setzen, wie es umgekehrt natürlich ist, Jahresanfang und Weltschöpfung auf das Frühlingsäquinoktium, den Termin des Naturerwachens, zu verlegen. Der Kultus haftet ungemein zäh an dem einmal mit ihm verbundenen astralen Termin und

---

[1] In seinen Werken „Mémoire sur l'origine de tous les cultes", „L'origine des constellations", sowie dem vor genau 100 Jahren erschienenen „Zodiaque chronologique".

Fig. 19. Babylonischer Grenzstein mit Tierkreis-Astralbild und anderen Sternbildern.

Die 3 Kreise in der Mitte die 3 Hauptgestirne Sonne, Mond, Venus, (Ischthar). Die Schlange unten umgibt vielleicht die auf und nördlich der Ekliptik sichtbaren Tierkreis- und andere Sternbilder, die zur Zeit der Aufstellung des Bildes (eines Grenzsteines) sichtbar waren.

macht dessen Verschiebungen getreulich mit, wie wir es noch heute am Osterfeste in kleinem Maßstabe sehen. So rückte das ursprünglich mit dem Sternbilde der Wage — dem natürlichsten Symbol der besonders wichtigen und bemerkbaren Frühlings-Tagundnachtgleiche — verbundene Fest des Jahresanfangs mit der Präzession des Frühlingspunktes weiter, bis es wie heute in das Herbstäquinoktium fiel. Diese ersten Spuren einer Kalenderfestsetzung reichen mithin auf Zeiten zurück, in denen nach der modernen (auch und besonders in der „Religionswissenschaft" üblichen) schlecht verhegelten darwinistisch auflackierten Evolutionstheorie der Mensch sich schwerlich viel von seinem geschwänzten Vetter unterschieden haben soll.

Jedenfalls hatte man in Babylonien auf Grund jahrhundertelanger Himmelsbeobachtungen beim Eindringen der westländischen „Kananäer" schon ausgebildete astrale Kenntnisse, zu einer Zeit also, wo nach der eigenen Chronologie der Ägypter deren Kultur erst begann. Babyloniens Herrschaft erstreckte sich später über die ganze vorderasiatische Welt, auch über Ägypten, und mit der politischen Herrschaft kam auch die babylonische Kultur, insonderheit die astrale Weltanschauung, zu den beherrschten Völkern.

Die Griechen lernten diese Anschauung und ihre mythologische Einkleidung in der ägyptischen Modifikation kennen, die sie natürlich für die älteste hielten. Ich gebe nun in zwangloser Folge einige Beiträge zur Erläuterung der im Haupttexte des vorliegenden Buches verzeichneten gnostischen Lehren aus den Berichten von griechischen und

lateinischen Autoren über antike mystische Kosmogonien und ähnliches.

2. Astral-mysthische Einzelzüge.

In den Auszügen des Philippos aus den Schriften des halbmysthischen Horapollon heißt es: Die Ägypter bezeichnen die Ewigkeit mit dem Bilde der Sonne und des Mondes und die Welt (den Sternhimmel) durch eine blaue Schlange mit gelben Schuppen. [Vgl. den dasselbe besagenden chinesischen Drachen.] Wenn sie das Jahr ausdrücken wollen, bilden sie die Isis ab, die in ihrer Sprache auch Sothis oder Hundsstern [Sirius] heißt, das erste der Sternbilder, mit dessen Erscheinen das Jahr anfing. Ihre Inschrift zu Sais hieß: Ich gehe im Sternbild des Hundes auf. Das Jahr drücken sie auch durch einen Palmbaum [1] aus und den Monat durch einen Palmzweig, weil der Palmbaum jeden Monat einen Zweig treibt. Oder sie drücken es aus durch ein Viertel eines Ackers, während der ganze Acker, in Viertel geteilt, die Schaltjahrperiode (4 Jahre) angibt. Einen Propheten [semitisch = nabi] bezeichnen sie mit dem Bilde eines Hundes, weil der Hundsstern (Anubis) durch seinen Aufgang die Überschwemmung ankündet. Diese drücken sie durch einen Löwen aus, weil sie im Zeichen des Löwen eintritt. Gott und das Geschick bezeichnen sie mit einem Stern. Alle weißen Dinge bezeichnen die himmlischen, leuchtenden Götter, alle runden die Welt, die Sonne und den Vollmond, alle Kreisbogen die Mondphasen. (Porphyrius.)

---

[1] Vgl. m. Bemerkungen über den „Baum des Lebens" bei den Rabbinen in „Babylonisch-Astrales in Thalmud und Midrasch" (Leipzig 1906).

Nach Eusebius (Praeparatio evangelica) hätten sie ferner das Feuer durch eine Pyramide, die Sonne durch einen Kegel (s. o. S. 106 das über die Mithra Gesagte), die Erde mit einer Walze (Zylinder), die erzeugende Kraft des Luftreichs mit einem Phallus [dem Urbilde des Obelisken], die Erde mit einem Dreieck, dem Bilde des weiblichen Organs, bezeichnet.

Nach Jamblichus (de symbolis VII 2) hätte ihnen der Schlamm für die Darstellung der Materie, der erzeugenden und ernährenden Kraft, alles dessen, was Wärme, Ferment des Lebens enthält, gegolten.

Eusebius berichtet ferner: Zu Elephantine ward ein blaues Götterbild verehrt, das dasaß und einen Widderkopf mit Ochsenhörnern, die eine Scheibe umfaßten, aufwies — ein Symbol des Zusammentretens von Sonne und Mond im Widder [beim Frühlingsäquinoktium, wo bei Sonnenaufgang der Mond am Westhimmel gerade im Untergange steht]; die blaue Farbe hätte angeblich Beziehung gehabt auf die wasseranziehende Kraft des Mondes — wohl eher auf die Zugehörigkeit dieses Gottes (Chnum, = babylonisch Ea) zum Wasserbereich des Tierkreises. In der älteren Zeit (bis 750 v. Chr., vgl. S. 110 f.) gehört der Widder noch in diese Region. [Frdl. Mitteilung von Herrn Pfarrer Lic. Dr. A. Jeremias.] — Der hochfliegende schnelle Sperber war das Symbol für Sonne und Licht, Fisch und Nilpferd bezeichneten die feindseligen Gewalten der Tiefe, der Esel mit seinem rötlichen Fell den Typhon.[1]

---

[1] Typhon ist auch der Repräsentant der roten, lehmigen Erde (vgl. hebr. adamâh, die Rötliche) im Gegensatze zur reinen Luft, daher der finstre Gott im Gegensatz zu den Lichtgöttern, der böse Gott im Gegensatz zu den guten. Die

Plutarch, der in seinem Buche de Iside et Osiride, einer Fundgrube mythologischer Daten in griechischer Auffassung, hiervon spricht, sagt ferner: Die Ägypter malen die Welt als Käfer (Skarabäus), weil dieses Insekt eine Kugel, die seine Eier enthält, rückwärts fortrollt, gleichwie der Fixsternhimmel die Sonne vor sich her stößt. Sie bezeichnen nach Diodor die Welt auch mit der Zahl fünf, der Zahl der Elemente (Erde, Wasser, Luft, Feuer, Äther).

Die Tiergestalten der ägyptischen Götter sind lediglich Symbole astraler Erscheinungen, besonders von Sternbildern. Ich möchte hier im Vorbeigehen bemerken, daß die Wahl eines Tieres als Symhol des sog. „Clan", dieser ethnologisch so wichtigen alten Gemeinschaft, mir auch hiermit zusammenzuhängen scheint. —

Die Entstehung der Idee des allgemeinen Weltbrandes aus der Vorstellung des jährlichen Glutsommers, ebensowie den Zusammenhang der Sintflutvorstellung mit dem Winterregen und der jährlichen Überschwemmung kennt auch Aristoteles (de meteoris I, 14): „Der Winter des großen zyklischen Jahres ist eine Überschwemmung, sein Sommer eine Feuersbrunst". Die reinigende, sühnende Bedeutung, die der Weltüberschwemmung und dem Weltbrande im allgemeinen zugeschrieben wird, geschieht für den einzelnen durch die Symbole des Tauchbades und des

---

Ägypter, sagt Plutarch, bringen nur dem Typhon blutige Opfer. Man schlachtet ihm einen roten Ochsen (vgl. die hebr. rote Kuh, pârâh). Das Opfertier ist ein fluchbeladenes, mit allen Sünden des Volkes belastetes. — Porphyrius sagt: Nur Dämonen und bösen Gottheiten bringt man blutige Opfer, um ihren Zorn abzuwenden. Die Dämonen haben Wohlgefallen an Blut, Feuchtigkeit, Gestank, das bestätigt Eusebius.

Hindurchgehens oder Durchspringens durch das Sonnenwendfeuer. Daher das „Hindurchgehen durch Wasser und Feuer“ in den Mithrasmysterien (und freimaurerisch in der „Zauberflöte“); noch in der jüdischen Klagepoesie des Mittelalters heißt es: „Das Volk, das man in Feuer und Wasser schickt hinein, muß dir, Gott, wieder teuer, gereinigt von der Sünde sein“. Die Sonne taucht alljährlich in das Wasserreich des Südhimmels (Sternbilder Skorpion bis Fische), den „Brunnen“, wie im Hebr. die Unterwelt genannt wird — auch Joseph-Thammus wird in die Zisterne gesenkt und kommt dann ins Südland Ägypten, das der Midrasch geradezu mit der Hölle gleichsetzt; nach dem Midrasch wird er auch gleich Alarich im Flusse begraben. Die Sonne taucht dann aus der Wasserregion auf und steigt aufwärts, um den Weltfrühling zu bringen; so wird auch Joseph-Thammus erhöht. Die Sonne steigt bis zum Nordpunkte ihrer Bahn, bis zum Nibiru, dem höchsten Punkte, den ein Planet erreichen kann; Nibiru ist der Paß zum höchsten Himmel des Anu; nur um den königlichen Thron (vgl. Anu's „Thron der Herrlichkeit“ oben S. 4) will Pharao höher sein als Joseph. Gnostisch grübelnde Christen brachten mit diesen Vorstellungen sogar Pauli Wort in Verbindung: „So sind wir je mit ihm (Christo) begraben durch die Taufe in den Tod, aufdaß, gleichwie Christus ist auferwecket von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln“ (Röm. 6, 4).

Der astrale Ursprung der parsischen Kosmogonie, den wir bereits oben bemerkten, wird durch Plutarchs

interessante Darstellung (de Iside etc.) bestätigt: Einige glauben, es gebe zwei Gottheiten, die entgegengesetzter Natur sind, und von denen die eine am Guten, die andre am Bösen Wohlgefallen hat. Jene nennen sie Gott, diese Dämon. Zoroaster hat sie Ormuzd und Ahriman genannt und gesagt, daß von allen wahrnehmbaren Dingen das Licht am besten den einen, die Finsternis den andern darstelle. Er fügt hinzu, zwischen ihnen stehe Mithra, weshalb die Perser den Mithra Vermittler, Zwischengott nennen. Jedem dieser Götter sind besondere Pflanzen und Tiere geweiht, z. B. dem guten die Hunde, Vögel, Igel, dem bösen alle Wassertiere. — Ferner sagen die Perser, daß Ormuzd aus dem reinsten Licht geboren sei, Ahriman aus der dichtesten Finsternis. Ormuzd (vgl. S. 92) habe 6 Götter geschaffen, die eben so gut waren wie er, Ahriman dagegen dementsprechend 6 böse Götter. Hierauf habe sich Ormuzd verdreifacht [Hermes trismegistos?] und so weit über die Sonne empor entfernt, als diese von der Erde entfernt ist. Dann habe er die Sterne, u. a. den Sirius, geschaffen, den er als Hüter und Wächter an den Himmel stellte. Sodann schuf er noch 24 Götter, die er in ein Ei steckte. Doch Ahriman schuf auch 24, die das Ei zerbrachen. Von da an vermischte sich Gutes und Böses (in der Welt). Doch am Ende soll Ahriman noch besiegt und die Erde gleich und eben gemacht werden, damit alle Menschen glücklich werden. Theopomp fügt nach den Berichten der Magier noch hinzu, daß abwechselnd alle 3000 Jahre einer von diesen Göttern die Herrschaft habe, während der andre sich bescheiden müsse, daß

sie dann noch dreitausend Jahre mit gleichen Waffen kämpfen, endlich aber der böse Geist für immer besiegt werde. Dann werden die Menschen glücklich werden und keinen Schatten mehr werfen.

Die 24 + 24 Götter Ormuzds und Ahrimans deutete man früher auf die 48 Sternbilder der alten Himmelskugel. Herrn Pfarrer Lic. Dr. A. Jeremias verdanke ich die richtige Deutung, daß Ormuzds 24 Götter die Ergänzung der 6 Amescha spenta (S. 92, 118) zu 30 bilden, und daß diese 6 + 24 = 30 Götter den Monatstagen im parsischen Kalender die Namen geben.

Die Mysterien stellten, wie Origenes (contra Celsum) sagt, die Bewegungen sämtlicher Himmelskörper dar. Nach Porphyrius (bei Eusebius) wäre angeblich Zoroaster der erste gewesen, der in den an Persien grenzenden Gebirgen eine angenehm gelegene Höhle wählte und sie dem Sonnengott Mithra, dem „Schöpfer und Vater aller Dinge“ weihte. Er soll in dieser Höhle geometrische Einteilungen gemacht haben, welche die Himmelsreiche und die Elemente darstellten, und so die Ordnung und Einrichtung der Welt im Kleinen nachgeahmt haben.

Nach Athenäus (V, 7) hieß in den Mysterien der Demeter der Anführer des Chores „Schöpfer“, der Fackelträger „Sonne“, der am Altar Stehende „Mond“, der Herold oder Diener „Merkur“ (der bei den Rabbinen „der Sekretär der Sonne“ ist). — Bekannt ist die siebenstufige Treppe der Mithras-Mysterien (vgl. u. S. 133) mit Stufen aus verschiedenem Metall, den 7 Planetenstufen entsprechend, auf der die Seelen auf- und abstiegen wie die Engel auf

der „Jakobsleiter". Über deren Verwandtschaft mit den babylonischen Etagentürmen usw. vgl. A. Jeremias, ATAO (s. Lit.-Verz.) sowie mein „Babylonisch-Astrales".

Die Prozession in den Isismysterien schildert uns der Kirchenvater Clemens von Alexandrien im 6. Buche seiner „Stromata" sehr anschaulich wie folgt: „Der Anführer oder Sänger trägt eines von den Instrumenten, den Symbolen der Musik [und Sphären-Harmonie], sowie zwei Bücher des Hermes, wovon das eine die Hymnen an die Götter, das andre das Verzeichnis der Könige [Äonen?] enthält. Dann kommt der Horoskop (Sterndeuter) mit einem Palmzweig und einem Zeitmesser, den Sinnbildern der Astrologie; er muß vier Bücher des Hermes auswendig kennen, von denen das erste über die Ordnung der Planeten, das zweite über den Aufgang der Sonne und des Mondes, die beiden letzten von den Aufgängen der Planeten und Sternbilder handeln. Dann folgt der heilige Schreiber, der Federn auf dem Kopfe trägt [vgl. den Gott Kneph] und in der Hand ein Buch, Tinte und Schreibrohr; er muß die Hieroglyphen, die Einteilung Ägyptens [in 36 Bezirke, entsprechend den 36 astralen „Dekanen", deren jeder $^1/_3$ eines der 12 Sternbilder regiert], den Lauf des Nils [der dem Himmelsstrom, der Milchstraße, entspricht], die Instrumente, den heiligen Schmuck, die heiligen Plätze, das Maß usw. kennen. Dann kommt der Stola-Träger, der die Elle der Gerechtigkeit, oder das Maß des Nils, und einen Kelch für die Trankopfer trägt; er muß zehn Bände auswendig kennen, die von den Opfern, Hymnen, Gebeten, Sühnemitteln, Zeremonien und Festen handeln. Zuletzt kommt

der Prophet, einen unbedeckten Krug in Brusthöhe haltend. Ihm folgen die Brot-Träger. Der Prophet muß als Leiter der Mysterien zehn andere heilige Bände auswendig kennen, die von den Satzungen der Götter, den Pflichten der Priester usw. handeln. Im ganzen lernen diese Personen 36 Bände auswendig.[1] Die 6 anderen Bände [des Hermes], die vom Bau des menschlichen Leibes, von den Krankheiten, Arzeneien, (medizinischen) Instrumenten usw. handeln, gehören [nicht zur Mystik, sondern] ins Fach der Pastophoren".

Von den soeben genannten 36 Dekanen sagt der römische Astronom Julius Firmicus (Astronom. II 4, IV 16): „Die Ägypter teilten jedes Zeichen des Tierkreises in 3 Abteilungen. Jede Abteilung stand unter dem Zeichen eines übersinnlichen Wesens, das sie „Dekan", Oberhaupt von 10 (Subdekanen, die den 360 Graden des zodiakalen Kreises entsprechen), nannten. Sie hatten mithin monatlich 3 Dekane, jährlich 36. Diese Dekane, auch Götter genannt, leiteten das Schicksal der Menschen . . . und waren auf besondere Sterne (innerhalb ihres Sternbild - Drittels) versetzt. . . . Späterhin wurden . . . noch weitere Götter hinzugefügt [die Subdekane], . . . die in eine unendliche Zahl von Mächten (!) geteilt waren". —

Über den eben erwähnten Einfluß der Gestirne auf das Menschenschicksal (Altorientalisches hierüber s. in m. „Babylonisch-Astralen") sagt der mehrfach genannte Porphyrius: „Die meisten Philosophen, u. a. auch Chairemon (1. Jahrh. n. Chr., Ägypten) sind der Ansicht, es habe niemals eine andere als diese sichtbare Welt gegeben, und

[1] Es kommt also auch hier auf das kosmische Wissen an.

erkennen von allen Göttern, die die Ägypter anführen, keine anderen an, als die sog. Planeten, Tierkreiszeichen und (außerzodiakalen) Sternbilder, die mit einander in ihren verschiedenen Konstellationen Reigen aufführen. Zu diesen fügen sie noch deren Einteilung in Dekane oder Zeitbeherrscher, wie sie die starken und mächtigen Mächte nennen, deren Namen, Heilkräfte, Aufgang, Untergang und Schicksals-Bedeutung in den Kalendern angegeben werden. Denn da die Priester sagten, die Sonne sei der Baumeister der Welt, so erkannte Chairemon, daß sich alle ihre Erzählungen von Isis und Osiris und alle anderen heiligen Fabeln teils auf die Planeten, die Mondphasen und den Sonnenlauf, teils auf die Fixsterne der nördlichen oder südlichen Halbkugel . . . bezögen. — Alle diese Philosophen glaubten, daß die Äußerungen unseres Willens und die Ausführung unserer Handlungen von den Bewegungen dieser Sterne abhingen und von ihnen geleitet würden, und so unterwarfen sie denn alles den Gesetzen einer Naturnotwendigkeit, die sie Verhängnis oder Schicksal nennen, indem sie eine Kette (von Ursachen und Wirkungen; vgl. „Karma‘, in Bd. I^3 dieser Sammlung) annehmen, welche alle Wesen, vom kleinsten Atom bis zu den höchsten Organismen mit einem nicht weiter erklärlichen Bande umschlingt, sodaß sie in ihren Tempeln, Bildern und Idolen im Grunde nur die Macht des Schicksals verehren“. —

Eine interessante Parallele zu Mânîs Ansichten vom Lichtäther und was damit zusammenhängt, bietet Augustins heidnischer Zeitgenosse Macrobius in seiner Erklärung von Cicero's „Traum des Scipio“ (Somnium

Scipionis): Es gibt ein lichtreiches, feuriges, sehr feines Fluidum, das unter dem Namen Äther oder Geist die Welt erfüllt. Es bildet die Substanz der Sonne wie der Sterne; es ist das Prinzip und der wesentliche Urheber jeder Bewegung, alles Lebens, es ist die Gottheit. Wenn ein Körper auf der Erde belebt werden soll, fällt ein feines Kügelchen von diesem Fluidum auf dem Wege der Milchstraße in die Mondsphäre, verbindet sich dort mit einer gröberen Luft (Gas) und wird so fähig, sich mit der Materie zu vereinigen. Dann tritt es in den sich bildenden Körper, erfüllt ihn gänzlich und belebt ihn, wächst und leidet, vergrößert und verkleinert sich mit ihm, und wenn der Körper stirbt und seine gröberen Elemente sich auflösen, trennt sich dieses unsterbliche Kügelchen von ihm. Es würde sich sogleich wieder mit dem großen Äther-Ozean vereinigen, wenn es nicht durch seine Verbindung mit der Mondluft (s. o.) zurückgehalten würde. Dieses Gas behält nun die Gestalt des Körpers und bilde in einem schattenartigen Zustande das Abbild des Verstorbenen. — [Die Griechen nannten diesen Schatten das Idol (Bildchen) der Seele, die Pythagoreer hießen es ihren Wagen, ihre Hülle, die Rabbinen ihr Schiff.] — Hat der Mensch ein gutes Leben geführt, so steigt seine ganze Seele, d. h. sowohl ihr „Wagen“, als ihr ätherischer Teil, zum Monde zurück, wo eine Trennung vor sich geht. Der „Wagen“ (halbmaterielle Teil) lebt im Mond-Elysium fort, der Äther kehrt zu den Fixsternen, d. h. zu Gott zurück; denn einige nennen den Fixsternhimmel Gott. Hat der Mensch aber kein gutes Leben geführt, so bleibt die Seele behufs ihrer Reinigung

auf der Erde und irrt unstät umher gleich den Schatten Homers."

Hier setzt dann die Lehre von der Seelenwanderung ein, von der Herodot behauptet, sie sei geistiges Eigentum der Ägypter, und von diesen hätten die Griechen sie übernommen. Es ist das Verdienst eines katholischen posenschen Dorfpfarrers, Felix Laudowicz,[1] dies als Irrtum nachgewiesen zu haben. Laudowicz sucht den Ursprung der Seelenwanderungs- (und der Präexistenz-) Lehre in Indien. Frühere Spuren indessen lassen Babylonien als Heimatboden erkennen. Jedenfalls sind diese Lehren altorientalisch und hängen mit der Astralvorstellung von dem „Gestirn" eines jeden Individuums zusammen, einer Anschauung, die auch der Idee der parsischen „frawaschi" zu Grunde liegt. Weiteres hierüber s. in m. „Babylonisch-Astralen". Über die Seelenwanderungslehre der Kabbalisten vgl. Bd. II dieser Sammlung, S. 72ff. —

Daß die Indier die Grundlagen ihrer Lehren von Babylonien her bekommen haben, sagt auch nach einer älteren Überlieferung der griechische Schriftsteller Diogenes Laertius: „Die ganze Philosophie der Gymnosophisten[2] ist aus der der Magier entstanden, und manche behaupten, daß auch die Philosophie der Juden daraus entsprungen sei". Unter Gymnosophisten verstehen auf Grund undeutlicher Kunde die Griechen die brahmanischen Asketen, die Juden galten ihnen lediglich als „Philosophen"; auch Aristoteles

[1] „Wesen und Ursprung der Lehren von der Präexistenz der Seele und von der Seelenwanderung in der griechischen Philosophie" (Leipzig 1898).

[2] Darunter verstehen die Griechen die brahmanischen (und buddhistischen?) Asketen Nordindiens.

betrachtet sie als solche, wohl ihres Monotheismus wegen — daß aber „monotheistische Strömungen“ in Babylonien vorhanden waren, hat Jeremias in seiner gleichnamigen Schrift (Leipzig 1905) gezeigt. Unter „Magiern“ verstanden die Griechen möglicherweise speziell die Parsen, wahrscheinlich aber überhaupt altorientalische Weise. Daß auch die „Magie“ ihren Ursprung in Babylonien hat, ist bereits oben (S. 26) angedeutet.

Mein Wunsch ist, daß diese einzelnen „Kostbissen“, die ich hier geboten habe, den Leser zu weiterer Beschäftigung mit dem interessanten Thema anregen möchten. Je mehr solches Interesse zunimmt und je eingehender das Studium der altorientalischen Weltanschauung und ihrer Beziehungen zur Geisteswelt des Altertums und noch sogar der Gegenwart sich gestaltet, um so mehr ist Hoffnung vorhanden, daß wir von dem heute noch immer so vielfach verzerrten Geschichtsbilde großen geistigen Lebens der Vergangenheit loskommen!

Anmerkungen.

S. 1, Z. 6 v. u.] **Clemens** Alexandrinus, Strom. VII, 17: „Die Häretiker sind später als die katholische (allgemeine) Kirche hervorgetreten. . . . Erst um Hadrians Zeit (2. Jahrh. n. Chr.) sind jene aufgekommen, die Ketzereien ersannen.“ — **Tertullian,** de praeser. haeret. 29 ff.: „Sollte etwa, was doch sicherlich gegen die Natur der Sache wäre, die echte Lehre erst später, dagegen die Irrlehre älter sein und der Wahrheit vorhergehen? Die reine Lehre hat doch das Aufkommen der Ketzerei vorhergesagt!“ — Ähnlich **Hegesippus** (bei Eusebius, hist.) eccles. III 32, 8): „Erst als der heilige Chor der Apostel aus dem Leben geschieden war, . . . vermaßen (die falschen Lehrer) sich, mit frecher Stirn die fälschlich so genannte „Gnosis“ der Predigt der Wahrheit entgegenzustellen“. — Das sind natürlich alles dogmatische Konstruktionen, auf die unsere „dogmenlosen“ Dogmenhistoriker nicht hineinfallen sollten. Schon Paulus redet in dem doch gewiß „echten“ 1. Korintherbriefe (11, 18 f) von „Spaltungen“ und „Ketzereien“, die er sogar für notwendig erklärt, „damit die Rechtgläubigen unter euch offenbar werden“, und Origenes (contra Cels. III 11) sagt richtig, „daß schon im Anfang, als die Anzahl der Gläubigen nach der Ansicht des Celsus [Harnack läßt diese Worte aus, vergl. s. Mission², a. v. O.] noch gering war, es einige gab, die die Glaubenslehre unrichtig auffaßten“.

S. 1, Z. 5 v. u.] Als im babylonischen Exil verfaßt gelten vornehmlich folgende Schriften des A. T.: Ezechiel, Obadja, Jesaja 40—66 und vorher schon einzelne Stücke der ersten Hälfte des Jesaja-Buches. Nachexilisch sind u. a: Haggai, Sacharja, Maleachi, Sirach, Daniel usw. Auch verschiedene Psalmen werden als exilisch und nachexilisch angesehen.

S. 2, Z. 3 v. u.] Jerusalemischer Thalmud: Tr. Rosch ha-schanâh I 2; Midrasch: Berêschîth rabbâ, c. 48. An beiden Stellen wird bezeugt, daß die Israeliten sowohl die Namen der **Engel,** wie die der 12 Monate aus Babylonien mit heimbrachten. (Vor dem Exil sagte man gewöhnlich einfach: der zwölfte Monat; oder man sprach von einem Ährenmonat [Abîb], Blütenmonat [Sîw], Überschwemmungsmonat [Ethanîm] und Regenmonat

[Bûl]. Nachexilisch sind die neubabylonischen Namen: Nisân, Ijjâr, Siwân, Thammus, Ab, Elûl, Thischrî, Marcheschwân, Kislêw, Têbêth, Schebât, Adâr.) — Von **Dämonen** (Schêdîm) haben in vorexilischer Zeit besondere Namen höchstens ein Nachtgespenst (Lîlîth, vgl. m. Kabbalah und m. „Babyl.-Astrales“ über deren weitere Entwicklung) und vielleicht Asâsêl, dem der Sündenbock gesandt wurde, sowie der Sâtân. Nachexilisch sind z. B. die Namen des Dämonenkönigs Aschmedai (Asmodäus = Verderber), Sammaêl (der Linke; Todesdämon) usw.; auch hierüber s. m. „Babyl.-Astrales“ unter „Dämonologie“.

S. **3**, Z. 5 v. o.] Vgl. m. „Bab.-Astrales“ unter „Hölle“.

S. **3**, Z. 8 ff. v. o.] Noch immer das Beste, bei aller Knappheit Klarste über die Entwicklung des Unsterblichkeits- (Auferstehungs-) und Messias-Gedankens bei den Juden steht in L. Herzfeld's Geschichte des Volkes Israel (1857), Bd. II (III), S. 301—333.

Die meisten der griechisch beeinflußten Juden der Diaspora (ja sogar einige in Palästina) leugneten die Auferstehung des Leibes und nahmen nur eine Unsterblichkeit der Seele an. Die Gnostiker verwarfen die Auferstehung des Leibes, dieser dunklen Materie, zumeist gänzlich und grundsätzlich.

S. **6**, Z. 9 ff. v. o.] **Philo** besaß im Gegensatze zu den palästinischen Juden seiner und auch noch späterer Zeit, die profanes, zumal griechisches Wissen gering achteten, neben seinen rabbinischen Kenntnissen umfassende griechisch-humanistische Bildung; er zitiert (laut Herzfeld, a. a. O., S. 465) die Dichter Homer, Hesiod, Solon, Theognis, Äschylus, Ion, Sophokles und Euripides; den Arzt Hippokrates, die Historiker Thucydides und Xenophon, den Geographen Eratosthenes, den Fabelerzähler Äsop; die Philosophen Thales, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Bias, Pythagoras nebst dessen Anhängern Ocellus Lucanus, Hippasus und Philolaus, ferner Empedokles, die Eleaten Xenophanes, Parmenides und Zeno, ebenso Heraklit, Demokrit, Protagoras, Anaxarchus, Sokrates, Antisthenes, Plato, Aristoteles, Theophrast, Heraklides, Kritolaus, Epikur, Diogenes, die Stoiker Zeno, Kleanthes, Chrysippus, Boëthus, Panätius und Posidonius. Er besitzt gutes geschichtliches Wissen, leidliche geographische und auch einige Kenntnisse auf dem Gebiete der Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Naturgeschichte, Physiologie und Musik. — Auch Philo's Vorgänger Aristobul zitiert griechische Autoren: Homer, Hesiod, Aratus und ein angeblich von Orpheus stammendes Gedicht.

S. **6**, Z. 10 ff.] Daß die jüdische **Allegorik** in Ägypten und nicht in Judäa entstanden ist, dafür weist Herzfeld (a. a.

O, S. 501) sehr richtig darauf hin, daß in Judäa für sie „Anlässe und Vorbedingungen“ fehlten, die in Ägypten überreich vorhanden waren. In Alexandria standen die Juden mit den Griechen in regem geistigem Verkehr; sie hatten da das Bedürfnis, jenen zu zeigen, daß die Bibel und der jüdische Kult tiefe Weisheit in sich bärgen. Auf diese Weise, zumal durch den Nachweis, daß die tiefsten und schönsten Ideen griechischer Denker sich schon im A. T. fänden, suchten sie nicht nur die Achtung der gebildeten Hellenen zu gewinnen, sondern auch die Juden, die an griechischem Geisteswesen Gefallen hatten, bei der väterlichen Religion zu erhalten. Selbstverständlich mußte zu diesem Zwecke der schlichte ursprüngliche Sinn des Textes und religiösen Brauches oft auf ein allegorisches Streckbett gespannt und in die Bibel allerhand nicht nur Unjüdisches, sondern Widerjüdisches hineingedeutet werden. Die allegorische Technik war gerade in Alexandria vorgebildet einmal durch die Griechen, die in ihren Homer und Hesiod auch allerlei Modernes und Fremdes hineindeuteten, andererseits durch den Umstand, „daß in Ägypten Allegorien von allen Wänden redeten“. In Judäa hatte man weder Neigung noch Grund zu solch’ weitgehender Anbequemung an griechisch-heidnische Spekulationen. Wenn man biblische Erzählungen, zumal allzu menschliche Darstellungen Gottes, ethisch umdeutete und die Vorschriften des Zeremonialgesetzes als Sinnbilder sittlicher Ideen behandelte usw., so geschah dies in streng jüdisch-monotheistischem Sinne und gerade zur Läuterung und Stärkung der überlieferten Lehre unter Festhalten am Zeremonialgesetze, zudem unter guter Kenntnis des Urtextes, während die Alexandriner sich vom Zeremonialgesetze vielfach zu emanzipieren suchten und, was die Kenntnis der „Thorah“ anlangt, in ihrer Septuaginta nicht immer so bewandert waren, als daß sie nicht zuweilen grobe bibelgeschichtliche Schnitzer begangen hätten, wie z. B. anderthalb Jahrhunderte vor Philo der Alexandriner Eupolemos den David für einen Sohn Sauls hielt! Wie „frei“ die alexandrinische Schriftbehandlung gerade hinsichtlich der biblischen Geschichte war, zeigt sich darin, daß, nachdem schon die LXX z. B. in Hiob 42,14 (vgl. ATAO z. St.) das „Horn der Amalthäa“ aus der griechischen Mythologie eingeschmuggelt hatte, man im Ägypterlande kein Bedenken trug, Henoch mit Atlas, Moses mit Musäus, Sichem mit Sikimius, dem Sohne des Hermes, die Mythe von Kronos mit der biblischen Schöpfung zu identifizieren, den Abraham zum Groß-Schwiegervater des Herkules zu machen oder zwei Söhne Abrahams als Begleiter dieses Heros nach Libyen ziehen zu lassen usw.!

S. **9**, Z. 13 f.] Im Gegensatze hierzu feierten die alexandrinischen Juden das Andenken an das Zustandekommen der Septuaginta alljährlich durch ein Freudenfest auf der Insel Pharos.

S. **10**, Z. 5.] Über **Metatron** vgl. m. „Babylonisch-Astrales". Friedländer (a. a. O., S. 105 f.) ist der Ansicht, daß Metatron von dem philonischen Logos abstamme. Warum er aber zwischen beide dann erst noch den gnostischen „Horos" einschiebt, ist unerfindlich.

S. **11**, Anm.] Durch diesen klaren Textbeweis werden auch die weiteren Träume Friedländers über diesen Jacob als „antinomistischen Gnostiker" und über die „gnostische Gemeinde zu Kapernaum" (a. a. O., S. 108 f) hinfällig. Aus dem Midrasch Kohèleth zu 7,8 geht deutlich hervor, daß die dieser christlichen Gemeinde von späterer jüdischer Seite nachgesagte „Unzucht" gleich der alttestamentlichen „Hurerei" einfach Abfall vom Zeremonialgesetze ist.

S. **13**, Z. 13 v. u.] Nach Bachers „Bibelstellenregister" zu seinen drei Werken über die Agada (Haggadah) der Tannaiten und Amoräer werden im 2.—4. nachchristlichen Jahrhundert überhaupt nur die Verse 5, 10 und 12 aus Jesaja 53 im ganzen an fünf Stellen (und zwar meist nur gelegentlich) erwähnt. — In den Sachregistern am Schlusse der einzelnen Bände jener Werke Bachers (außer der „Agada der babylonischen Amoräer") sind unter dem Stichwort „Polemisches und Apologetisches" die Stellen verzeichnet, an denen er kurz den Inhalt der (oben S. 13 f.) erwähnten Mînîm-Dispute angibt. Eine genügende ausführliche Bearbeitung dieses Materials gibt es noch nicht.

S. **14**, Z. 15 v. u.] Harnack's sämtliche Schriften z. B. verraten profundeste Unkenntnis des Rabbinismus allenthalben. Ich widerstehe der Versuchung, eine reiche Blumenlese dieser Art zu geben und weise nur auf seine „Geschichte der altchristlichen Literatur" hin, wo es u. a. heißt (I 144): „Vielleicht wird das Verhältnis dieses [ihm nur dem Namen nach bekannten] jüdischen Gnostizismus zum christlichen nie mehr erhellt werden können. Aus den Arbeiten moderner Rabbiner über den judenchristlichen Gnostizismus läßt sich wenig lernen." Auf Grund solchen sekundären Materials schreibt man heute Dogmengeschichte! Mit Recht sagt Friedländer (a. a. O., S. 63): „Warum geht man bei den modernen Rabbinern in die Schule; warum nicht lieber bei den alten Rabbinen des Thalmud?" Ich verzeichne im folgenden noch nebenbei einige mir entgegengetretene Beziehungen zwischen Gnostikern und Rabbinen, teils Parallelen,

teils Gegensätze. Für die jüdische Gnosis vgl. auch m. „Babyl.-Astrales".

S. 14 unten.] **Akiba.** Vorher (Fol. 14b unten) im Traktate Chagigah gibt Rabbi Akiba seinen drei Genossen eine Verhaltungsmaßregel für den Aufstieg ins Paradies, d. h. für die Betrachtung gnostischer Theorien, und uns eine wertvolle Notiz über diese Ansichten: „Rabbi Akiba sprach zu ihnen: Wenn ihr zu den glänzenden Marmorsteinen kommt, so ruft nicht: ‚Wasser, Wasser'; denn es heißt (Psalm 101, 7): Wer Lügen redet, besteht nicht vor mir!" Gewöhnlich (vgl. Bacher, Agada der Tannaiten I[2], 333) deutet man dies als Warnung, „voreilige Theorien über den Urstoff der Welt auszusprechen". Das besagt zu wenig. „Wasser, Wasser!" ist offenbar ein Ausruf, ein Wunsch nach Wasser. Wenn er als „lügenhaft" hingestellt wird, so bedeutet das, dieses Verlangen nach Wasser entspringe einer ketzerischen, falschen Anschauung. Der Wunsch nach Wasser ist um so natürlicher, wenn die „glänzenden Marmorsteine" als feurige Pforte gedacht sind. Was mit dem Wasser und den strahlenden Marmorsteinen gemeint ist, darüber geben die „Excerpta ex Theodoto" des Clemens Alexandrinus (ed. Dindorf, p. 434 ff.) Auskunft, die uns über die christliche Gnosis des 2. nachchristlichen Jahrhunderts aufklären. An dem „feurigen Durchgang", der aus der Luftwelt, dem Reiche der 7 Archonten, zur Lichtwelt, zum Pléroma, führt — an diesem „feurigen Orte" sitzen links der Hóros (Grenzer), rechts der Demiurg (Weltbildner), von denen jener die aufsteigenden Sünder straft, dieser die aufsteigenden Gerechten (d. h. Gnostiker) vom Eintritt in das Pléroma abhalten will. Wenn die Gerechten aber Jesus anrufen, der sich neben dem Demiurgen an dessen „Orte" niedergelassen hat, verschafft dieser „dem pneumatischen Samen (d. h. den gerechten Gnostikern) den Eingang" zum Pléroma (p. 440). Notwendige Vorbedingung hierzu ist aber die gnostische Taufe: Nur auf seinen Namen Getaufte „befreit" Jesus aus diesem „Orte" und erschließt ihnen den Eingang ins Pléroma. — Nun ist es klar: Akiba warnt seine Gefährten, die christlich-gnostische Taufe auf Jesu Namen für notwendig zum Durchgange durch den „feurigen Durchlaß" zum Lichtreiche zu halten. Modern ausgedrückt würde seine Warnung lauten: „Wenn ihr zur Erörterung des Durchgangs aus der niederen Welt zum Lichtreiche gelangt, so sagt nicht, daß die gnostisch-christliche Taufe nötig sei; denn das ist trügerische Irrlehre".

S. 21, Z. 6 v. o.] Vgl. m. „Thalmudkatechismus" (Bd. III

dieser Sammlung), S. 7. Im allgemeinen freilich ist der Thalmudismus ein Gegner der Erbsündenlehre und behauptet vielmehr, daß die jedem Menschen von Gott gegebene Seele anfänglich sündlos sei (vgl. Niddah 30b).

S. **26**, Z. 15 v. o.] Über die **Mithras-Mysterien** berichtet der Heide Celsus bei Origenes (c. Cels. VI 22): Es gibt beim Mithraskult als Versinnbildlichung der himmlischen Sphären — sowohl der Fixsternsphäre, wie der sieben Planetensphären und des Aufstiegs der Seele durch sie — einen siebentorigen Stufenbau und darüber ein achtes Tor. Das erste Tor (die erste Stufe?) ist von Blei, das 2. von Zinn, das 3. von Kupfer, das 4. von Eisen, das 5. von Mischmetall, das 6. von Silber, das 7. von Gold. Das 1. wird dem Saturn zugeteilt, indem durch das Blei die Langsamkeit dieses Gestirns bezeichnet wird, das 2. der Venus, mit Beziehung auf den Glanz und die Weichheit des Zinnes, das 3. eherne und feste dem Jupiter, das 4. dem Merkur, da das Eisen wie auch Merkur zu allen Werken und Gewerben tauglich und vielgeprüft sei, das 5. infolge der Mischung verschiedenartige und schillernde dem Mars [vgl. Mars anceps!], das 6. silberne dem Monde, das 7. goldige der Sonne, der Planetenfärbung entsprechend. — Das Prototyp dieser siebenstufigen, von einer achten Etage gekrönten astralen Pyramide ist der berühmte „Turm zu Babel" (Borsippa), keilinschriftlich „Turm der sieben Regenten Himmels und der Erde" mit seinen sieben Stockwerken, auf denen sich nach Herodots Beschreibung (I 181) dann noch als achtes ein Turm erhob. Jedes dieser Stockwerke hatte, wie noch heute an der 46 m hohen Ruine ersichtlich, (Fig. 1) seine besondere, je einem Planeten geweihte Farbe. — Auch im Thalmud (Chagigah 13a) heißt es nach Besprechung der sieben Himmel (12b: Vorhang, Veste, Wolken, Burg, Stätte, Gewölk; hebr.: Wilôn, Rakîa, Schechakîm, Sebûl, Maôn, Makôn, Arabôth): „Rab Acha bar Jakob sagt: ‚Es gibt noch einen (achten) Himmel, der über den Häuptern der Tiere (d. h. der Träger des Gottesthrones, Ezech. 1, 22) sich befindet'. So weit darfst du es erörtern, weiter aber nicht; denn es heißt im Ben Sira (Sirach 3, 22): Forsche nicht nach dem vor dir Verborgenen, und über das vor dir Verhüllte grüble nicht. Über das, was dir verstattet ist, denke nach; nichts habe zu schaffen mit den Geheimnissen". Der achte Himmel (vgl. ATAO 12) ist eben das göttliche Lichtreich.

S. **27**, Z. 14 v. o.] **Christos Sotêr** als Befreier von dem blinden Sternenschicksal ist bei den Gnostikern trotzdem wieder in kosmisch-astraler Weise vorgestellt. In den bereits

erwähnten Exzerpten aus Theodot heißt es bei Clemens Alexandrinus (ed. Dindorf, p. 452): „Deshalb kam der Herr herab, um Frieden zu machen bei den Himmlischen, nicht bei den Irdischen. . . . Darum ging ein neuer wunderbarer Stern auf, die alte Konstellation auflösend, in neuem, nicht weltlichem Lichte strahlend, er, der auf neuen und heilbringenden Wegen wandelte, er, der Herr der Menschen, der auf die Erde herabkam, um die an den Christos Glaubenden von dem Schicksalseinfluß zu befreien und Seiner Vorsehung zu unterstellen“. Anz (S. 45, vergl. Lit.-Verz.) macht auf eine auffallende astrale, aber nicht gnostische Parallele bei dem ketzerfeindlichen Kirchenvater Ignatius († 107) aufmerksam, der in seinem Briefe an die Epheser 19, 2f. schreibt: „Wie offenbarte er (Christus) sich den Welten? Ein Stern am Himmel überstrahlte alle Sterne, sein Licht war unaussprechlich, und Veränderung brachte seine neue Erscheinung. Alle übrigen Sterne aber samt Sonne und Mond wurden zum Gefolge für diesen Stern, er selbst aber ließ sein Licht emporstrahlen über sie alle, und sie erschraken, woher seine neue ihnen so unähnliche Erscheinung käme. Infolgedessen ward aller magische Einfluß aufgelöst, und jede Fessel des Unheils schwand. Die Unwissenheit wurde beseitigt, die alte Herrschaft vernichtet, als Gott sich menschlich offenbarte zu neuer Erscheinung seines unsichtbaren Lebens“. — Auf die Frage, ob auch heute noch Sterneneinfluß auf menschliches Geschick vorhanden sei, ist die gnostische Antwort schon im vorletzten Zitat gegeben: Die „Gläubigen“ stehen nicht unter diesem Einflusse! Ähnlich sagten die Rabbinen, daß die Frommen dem Sternengeschick nicht unterworfen seien (vgl. m. „Babylonisch-Astrales“). Wie aber die Rabbinen neben dieser rein ethischen Auffassung auch die mehr zeremonialgesetzliche hatten, daß über die Israeliten überhaupt, d. h. über die (durch Beschneidung) in den Alten Bund Aufgenommenen, die Sterne nicht herrschten (Schabbath 156 ab), so ließen die Gnostiker das Aufhören dieser astralen Herrschaft mit der Taufe zusammenfallen; vgl. die genannten Exzerpte (p. 453): „Bis zur Taufe ist der Schicksalseinfluß Tatsache, darauf aber ist, was die Sterndeuter sagen, nicht mehr wahr“. — Über den „Stern der Weisen aus dem Morgenlande“ vgl. auch noch A. Jeremias, Babylonisches im Neuen Testament, S. 50—54.

S. **28**, Z. 4 v. u.] **Ex opere operato,** d. h. schon infolge des bloßen Vollzugs der Kulthandlung, wirkte nach den Rabbinen z. B. die Beschneidung. Sie entrückte den Be-

schnittenen dem astralen Einfluß, wie wir eben sahen, sie gewährte ihm nach der ursprünglichen Ansicht auch ohne weiteres Anspruch auf das künftige Leben: „Alle Israeliten", sagte die Mischnah Sanhedrîn X 1, „haben Anteil am künftigen Leben". (Im Grunde genommen liegt diese Anschauung von der Beschneidung als an und für sich wirkendem Gnadenmittel schon im A. T. vor.) Ebenso wirken, wie Anz a. a. O., S. 29, richtig sagt, bei den Gnostikern alle Mysterien (vor allem die Taufe) durch den bloßen Vollzug; „sie verleihen dem Menschen das Zeichen der Zugehörigkeit zum Reiche der Mysterien u. d schützen ihn dadurch vor allen Nachstellungen". Selbst bei einem ungläubig verstorbenen Toten kann man das Aufsteigen seiner Seele zum Lichtreich dadurch ermöglichen, daß man über seinem Haupte die vorgeschriebenen mystischen Formeln ausspricht. Sogar einem, der sich an einem Strafort (in den Planetenstationen, s. o. S. 37) befindet, ja einem schon in die „äußerste Finsternis" (der Hölle) Gestoßenen kann durch den Vollzug des für ihn nötigen Mysteriums (gewisser Beschwörungsformeln usw.) noch Rettung verschafft werden. (Vgl. das Buch „Pistis Sophia" ed. Schwarze-Petermann, p. 238 ff., 263, 275, 325 ff., 332.) Die katholische Kirche lehrte schon damals Ähnliches. Die Rabbinen glauben nur, daß den im Fegefeuer Befindlichen durch Almosen ihrer Hinterbliebenen und durch die Fürbitte Frommer Befreiung daraus, bezw. Verkürzung der Läuterungsfrist verschafft werden könne.

S. 29, Z. 12 v. u.] Die ältesten und eigentlichen **Ophiten** („Schlangenverehrer") verehrten die Schlange des Paradieses als Bild der göttlichen Sophia (Weisheit). Aus ihrer Lehre erkennen wir zugleich, wie die Gnostiker dazu kamen, den Gott des A. T. nur als untergeordneten Weltschöpfer gerade noch gelten zu lassen. Dieser Gott — das lesen sie aus dem A. T. heraus — gönnt dem Menschen die Erkenntnis (Gnosis) und das damit verbundene ewige, höhere Leben nicht. Darum verbietet er ihm, vom Baume der Erkenntnis zu essen, ja, vertreibt ihn aus dem Paradiese ausdrücklich deshalb, „damit er nicht auch ausstrecke seine Hand nach dem Baume des Lebens und ewiglich lebe" (1. Mose 3, 22 f.). Er ist selber nicht allweise; denn er muß erst fragen: Adam, wo bist du? Er verlangt von den Menschen blinden Gehorsam, ohne seine Befehle zu motivieren. Er läßt gute Menschen wie Abel ohne Schuld sterben, ebenso in der Wüste Volksscharen durch gesandte dämonische Schlangen usw. — Die Paradiesschlange dagegen nimmt sich der armen Menschen an. Sie will ihnen die gottgleiche Erkenntnis

geben, sie bietet ihnen die Erkenntnis dar, sie verheißt ihnen, daß diese Erkenntnis ihnen mit nichten den Tod, vielmehr ewiges, höheres Leben bringen wird. Sie befiehlt nicht, zu essen, sondern sie gibt ihnen die Gründe an, warum ihr Rat wahr und gut sei. Sie kennt auch die Gedanken des Schöpfergottes, der offenbar von ihrem Vorhaben keine Ahnung hat (da er sonst die Menschen vor der „Verführung" bewahren würde), der vielmehr erst hinterher von dem ganzen Vorfall dadurch erfährt, daß er Adam ins Verhör nimmt. Sie kennt auch seine Gründe, weswegen er den Menschen die Erkenntnis vorenthält: Egoismus, Eifersucht, Herrschsucht. Sie dagegen bietet selbstlos, mitleidig und hilfreich den Menschen die höchste himmlische Gabe dar: die gottgleiche Erkenntnis! In der Wüste heilt ihr am Kreuz erhöhtes Bild die durch die Dämonenschlangen des Zweifels und der Verzweiflung von jenem Gotte heimgesuchten Menschen usw. — Thalmud und Midrasch kennen diese gnostische Lehre. Zwar, daß das (Abodah sarah 27b und im Midrasch Kohèleth rabbâ 1,9 angeführte) Sprüchwort: „Wer den Zaun durchbricht, den sticht die Schlange", auf die Ophiten gehe, wie Friedländer S. 75 will, erscheint mir zweifelhaft, da der dort erwähnte Jakob aus Kephar Sekanjah kein Gnostiker, sondern ein Jünger Jesu ist, wie ich oben S. 11 gezeigt habe. Auch daß die schwangre Mutter des Achêr (s. o. S. 14 ff.) nach dem Genusse von Götzenopferfleisch „in ihrem Leibe Schlangengift spürte" (Midrasch Kohèleth rabbâ 7,8; Friedländer, S. 110), braucht nicht zu besagen, daß sich Achêr später gerade ophitischer Gnosis zuwandte, da speziell hierfür sonst keine Zeugnisse vorliegen. Die Schlange gilt allgemein als Vertreterin der Ketzerei, weil sie die ersten Menschen verführte; so sagt im Midrasch (Berêschîth rabbâ, c. 19) Rabbi Jeremiah ben Eleasar: „Die Schlange ist ein Epikuräer (Ketzer)". Dagegen scheint mir Kenntnis der ophitischen Herabsetzung des alttestamentlichen Gottes zum bloßen Demiurgen (Weltbildner) in dem Berichte des Rabbi Levi (3. Jahrh.; a. a. O., c. 19, 4) vorzuliegen: „Die Schlange unterfing sich, den Weltschöpfer zu verleumden, indem sie sprach: Von diesem Baume (der Erkenntnis) hat Gott gegessen und dann die Welt geschaffen. Jetzt sagt er zu euch, ihr sollt nicht davon essen, (nämlich) damit ihr nicht ebenfalls Welten erschafft; denn jeder Handwerker ist eifersüchtig auf Konkurrenten". Die Schlange des Paradieses ist Meisterin der Sophistik; deshalb läßt sich Gott mit ihr in keine Verhandlung ein (Berêschîth rabbâ, c. 20): „Gott verhandelte mit Adam und Eva (über den Beweggrund ihrer Übertretung), aber nicht mit

der Schlange. Von ihr sagte er sich: Die Schlange ist ein schlimmes Wesen; sie würde allerhand Ausflüchte machen. Spräche ich jetzt zu ihr, (warum sie es getan,) so würde sie mir erwidern: Du hast ihnen (etwas) geboten, ich ebenfalls. Warum haben sie dein Gebot nicht befolgt, sondern das meine?" — Durch die von der Schlange gebotene Frucht klug gemacht, (a. a. O., c. 19) „verführte Eva den Adam durch Sophistik", ebenfalls zu essen. — Dem (der oben skizzierten ophitischen Gedankenreihe entsprechenden) Einwande, der Gott des A. T. habe den beiden ersten Menschen, um sie vom Genuß der Erkenntnisfrucht abzuhalten, fälschlich den Tod an „demselben" Tage, wo sie essen würden, angedroht — diesem Einwande scheint (a. a. O., c. 19) der bereits erwähnte Rabbi Levi begegnen zu wollen, wenn er Gott sagen läßt: „Ich sprach: ‚Welchen Tages du davon issest, sollst du des Todes sterben'; ihr wißt aber nicht, ob damit einer von meinen oder einer von eueren ‚Tagen' gemeint ist. Ich gewähre ihm einen Tag von mir, der 1000 Jahre beträgt, wie geschrieben steht: ‚Adam lebte 930 Jahre'. Die (restlichen) 70 Jahre aber gebe ich seinen Nachkommen, wie es heißt: ‚Unser Leben währet 70 Jahre' (Ps. 90, 10)."

Die kosmische Erlösungstheorie der Ophiten mit ihrem Aufstieg der Seelen von der Erdenwelt durch den Lufthimmel zum Lichthimmel wird versinnbildlicht durch das sog. **„ophitische Diagramm"**, dessen Beschreibung uns aus dem Ende des 2. Jahrhunderts durch den mehrfach genannten heidnischen Philosophen Celsus und seinen Gegner Origenes (in dessen Schrift contra Celsum VI 25 ff.) erhalten ist. Solche Diagramme waren oblonge Täfelchen, auf denen die jeden einzelnen der drei Bezirke beherrschenden Mächte gezeichnet und die beim Aufstieg in ihre Bereiche zu sprechenden Formeln beigeschrieben standen. 1) Die oberste Abteilung, dem Lichthimmel entsprechend, zeigte einen großen Kreis, den „Vater", in ihm einen kleineren, den „Sohn". Durch einen „beilartigen Zaun" (Phallus?) mit dem größeren Kreise verbunden waren zwei andre, ein größerer gelber, der „heilige Geist", und in ihm ein kleinerer blauer, der „Christus". Nach unten zu bildeten die Grenze die „Pforten des Paradieses", vor denen in einem feurigen Kreise ein flammendes Schwert sich befand (vgl. oben S. 30f. und 117 den „feurigen Durchgang"). — 2) Unter dieser Abteilung war der „Lufthimmel" versinnbildlicht durch einen großen Kreis, der sieben kleinere umschloß, die Wohnungen der 7 Planetengeister (Archonten, s. o. S. 27f.), namens Jaldabaoth, Jao, Sabaoth, Adonaios, Eloaios, Horeus,

Figur 20. Ophitisches Diagramm.

Astapheus[1]. 3) Ein „Zaun" trennte dieses Reich von der Erdenwelt. Diese war dargestellt durch einen zweimal mit „Leviathan" bezeichneten großen Kreis[2], der 10 kleinere umschloß, unter deren kleinstem das Wort „Behemôth" stand. Neben dem großen Kreise standen die Bilder von 7 auf die Erdenwelt wirkenden Gewalten oder „Engeln": Eine Löwengestalt, nach Origenes „Michael" genannt; ein Stier, mit „Suriel" bezeichnet; eine zischende Schlange, mit Raphael bezeichnet; ein Adler = Gabriel;[3] ein Bär = Thantabaôth; ein Hund = Erathaôth; ein Esel = Thaphabaôth oder Onoêl. — Es folgten dann noch die verschiedenen Gebetsformeln für den „Aufstieg". — Daß sich die jüdischen Spekulationen über Maasèh merkabâh (vgl. oben Seite 9 ff. und m. „Babylonisch-Astrales" s. v.) auf ähnlichem Gebiete bewegten, ist Friedländer (S. 87) zuzugeben; nur war hier alles monotheistisch vergeistigt. — Daß sich die thalmudischen Giljôn(îm) mit ihren Askarôth (Gottesnamen) nicht auf das „Evangelium" (Awen gillajôn, vgl. Thalmudkatechismus S. 42 und 106), sondern auf die ophitischen „Diagramme" beziehen sollen, wie Friedländer (S. 87 ff.) meint, ist nicht anzunehmen, da der Rabbi Tarphon, der sie vor allen erwähnt, hauptsächlich gegen Judenchristen polemisiert, wie ich in m. „Jesus und die Rabbinen" (S. 89 ff.) gezeigt habe. Ebensowenig richtig ist (S. 91), daß am Anfange des 2. christlichen Jahrhunderts der Ophitismus schon „entartet und verkommen" sei. Anz (s. Literatur-Verzeichnis) zeigt, daß seine Lehren noch

---

1 Der erste und die beiden letzten Namen stammen nach Origenes (VI 32) aus der „Magie", die vier anderen sind hebräische Bezeichnungen Gottes: Jahweh, Zebaôth, Adonâi, Elohîm.

2 Auf diesen, wohl den erdumströmenden Ozean darstellenden Kreis scheint im Thalmud angespielt (Chagigah 12 a), wo es heißt: „Es wird überliefert: Thôhû (Öde, 1. Mose 1, 2) ist ein grüner Kreis, der die ganze Welt umringt, und von dem Finsternis herkommt". Auf „Behêmôth" als das Urwasser scheint sich das a. a. O. folgende zu beziehen: „Bôhû sind die schlammigen Steine, die in der Tiefe (Thehôm, Weltozean) versenkt sind, von denen das Wasser herkommt". — Der „um die Welt gezogene Graben" kommt auch bei Mânî vor, vgl. oben S. 61 und 72.

3 Über diese vgl. m. „Babylonisch-Astrales" unter „Angelologie" Thautabaôth scheint mit Thautê (bei Berosus = Tiâmat = Thehôm) zusammenzuhängen; aus des durch Marduk zerrissenen Drachen Tiâmat einer Hälfte wurde der Nordhimmel des Kosmos gebildet; dort steht der große Bär. Onoêl = Eselgott, Taphabaôth wohl zusammenhängend mit Typhon, dem der Esel geweiht war. (Schlange des „heilenden" Raphael: Äskulapschlange?)

weit bis ins 2. Jahrhundert hinein, ja auch im 3. Jahrhundert, sich kräftig und systembildend erwiesen.

S. 36, Z. 4 f.] Ähnlich heißt es im Midrasch (Berêschîth rabbâ, c. 20): „Rabbi Acha (4. Jahrh.) sagte: Gott sprach zur Schlange: Du wolltest Adam töten und die Eva heiraten; darum will ich Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe". (Ruhâ = Sophia = Schlange, s. o. S. 133.)

S. 37, Z. 1 ff.] Über Abraham's mystische Beziehungen zur Sonne in Thalmud und Midrasch vgl. mein „Babylonisch-Astrales", letztes Kapitel. — Über Salomo als Dämonen-Herrscher vgl. z. B. die thalmudische Erzählung von seinem Umgange mit dem Dämonenfürsten Aschmedai (Gittin 68 b, s. o. S. 93), sowie u. a. auch m. Korân, S. 86 f. und 88. — Über angebliche Zauberei Jesu mittels des „Gottesnamens" vgl. m. „Jüdisch-deutsches Leben Jesu" (Leipzig 1895, S. 17) und S. Krauss, Das Leben Jesu nach jüdischen Quellen (Berlin 1902), S. 189 ff. — Johannes der Täufer als vorsintflutlicher Bußpredriger ist vielleicht eine dunkle Reminiscenz an 1. Mose 3, 6. Im Midrasch (Berêschîth rabbâ, c. 30, zu 1. Mose 9, 6) sagt Rabbi Abba bar Kahana (3. Jahrh. n. Chr.): „Ein Herold erstand für Gott im Zeitalter der Sintflut, das war Noah". Der Vergleich der sündertilgenden Flut mit der sündentilgenden Wassertaufe erklärt vielleicht, wie Johannes mit Noah zusammengebracht wurde. — Vgl. übrigens Mânî's Äußerung S. 44 f.

S. 37, Z. 14 v. o.] 360 = der Zahl der Tage des Jahres (12×30) ohne die letzten 5, die sogenannten Epagomenen.

S. 38, Z. 1 v. u.] Über das **Salböl** bei der Taufe s. o. Seite 30/31.

S. 39. Z. 9 v. u.] Der Empfehlung der **Ehe** liegt wohl ein ähnlicher Gedanke wie der S. 62 erwähnte zu Grunde, nämlich daß auf das Kind die Licht-Qualitäten beider Eltern übertragen werden und so vollkommenere, weil an geistigem Licht reichere Menschen entstehen können.

S. 43, Z. 7 v. u.] Nach 12 Jahren. So glaubte ich die sonst widersprechenden Berichte der Quellen vereinigen zu können, die da einerseits besagen, der Engel sei dem Mânî zuerst „im 12. Jahre" erschienen, andererseits, Mânî sei bei seinem ersten Auftreten 28 Jahre alt gewesen. Denkt man an das 12. Jahr nach Mânîs Ankunft bei den Mandäern, zu denen er dann also im 4. Lebensjahre gekommen wäre, so ergeben diese 4 Jahre zusammen mit den 2×12 Lehrjahren gerade 28 Jahre. — **Gott-Genosse**: vgl. oben S. 10 den „Metatron".

S. 44. Z. 1 v. u.] **Schâpûr** I. wird als „König Schâbûr"

mehrfach im Thalmud erwähnt (Sanhedrîn 46b, 98a, Babâ bathrâ 10b, 11b), aber als ein den Juden nicht allzu feindlicher Herrscher, der mit den Rabbinen sich unterredet; seine Mutter **Iphra Hormis** (B. b., a. a. O., und anderwärts) erscheint sogar als Gönnerin von Rabbinen. Hormis wohl = Ormuzd; obwohl allerdings bei dem Dämonen (oder Gaukler) Hormus ben Lilîth wohl eher an Ahriman zu denken wäre (Baba bathra 73 oben). Die parsischen **Feuerpriester** (Gèber'n) scheinen den Rabbinen nicht wohlgesinnt gewesen zu sein. Gittîn 16b, 17a wird erzählt: „Als Rabba bar bar (= Enkelsohn des) Chama krank war, gingen (abends) Rab Jehudah und Rabba (im 4. Jahrh. lebend) ihn besuchen. Da kam ein Gèber und nahm ihnen das Licht fort" (vielleicht weil gerade ein Feiertag des Ormuzd war, an dem die Juden nicht Licht brennen sollten), worauf der Kranke schmerzlich ausruft: „O Gott, laß uns deinen Schutz angedeihen, oder gib uns in den Schutz der Römer!"

S. **64**, Z. 5f.: „Rab Huna (3. Jahrh.) sagte: Da mit Abel noch eine Zwillingsschwester geboren war, sagte Kain: ‚Ich nehme sie zum Weibe; denn ich bin der Erstgeborene'. Abel aber sagte: ‚Ich nehme sie; denn sie ist mit mir geboren'. Infolgedessen erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel".

S. **104**. Auf Mânî's Abhäutung (S. 47) spielt wohl die witzige Antwort an, die (Sukkâh 48b) Rabbi Abbâhû dem „Mîn" Sâsôn gibt. — Von anderen „Mînîm"-Stellen beziehen sich 1) auf Gnostiker: im 2. Jahrh. z. B.: Sifrê Num. 28, 8 (§ 143); Exod. r., c. 3 („Mein Gott ist die Schlange"); Sifrê Deut. 11, 26 (§ 54); im 3. Jahrh.: Ex. r., c. 13 gg. Ende; Num. r., c. 14 gg. Anf.; im 4. Jahrh.: Schabb. 152b; Sanh. 39a; 91a. — 2) auf Judenchristen (u. Christen überh.): im 2. Jahrh.: Ex. r., c. 30; Berach. 10a; Jebam. 102b; Kohèl. r. 1, 8; Abod. s. 16b f.; Schabb. 116a; Sanh. 38b u.; Midr. Thehill. 2, 7; im 3. Jahrh.: Sanh. l. c.; Gen. r., c. 8; Berach. 7a; Ab. s. 4a; j. Ber. 3c; 12d u.; im 3./4. Jahrh.: Schir r. 1, 5. — Niddah 69b verspotten alexandrinische Juden die halachischen Spitzfindigkeiten der Palästiner, indem sie z. B. fragen, ob Lots zur Salzsäule gewordenes Weib gleich einer Leiche levitisch verunreinige usw.

Literatur-Verzeichnis.

1. Friedländer: Der vorchristliche jüdische Gnostizismus. Göttingen 1898.
2. Bischoff: Die Kabbalah. Leipzig 1903.
3. Bischoff: Thalmudkatechismus. Leipzig 1904.
4. Bischoff: Babylonisches-Astrales in Thalmud und Midrasch. Leipzig 1906.
5. Bischoff: Jesus und die Rabbinen. Leipzig 1905.
6. Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Herausgegeben von Hauck. Leipzig, 2. Aufl.
7. A. Jeremias: Das alte Testament im Lichte des alten Orients. Leipzig 1904. (Abgekürzt: ATAO.)
8. A. Jeremias: Babylonisches i. Neuen Testament. Leipzig 1905.
9. A. Jeremias: Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion. Leipzig 1905.
10. Winckler: Himmels- und Weltenbild der Bab. Leipzig 1904[2].
11. Winckler: Die Weltanschauung d. alten Orients. Leipzig 1904.
12. A. Jeremias: Im Kampfe um Bibel und Babel. Leipzig 1905[4].
13. Anz: Zur Frage nach dem Ursprung des Gnostizismus. Leipzig 1897 (= Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur. Bd. XV, Heft 4).
14. Hilgenfeld: Die Ketzergeschichte des Urchristentums. Leipzig 1884.
15. Brandt: Mandäische Schriften aus der großen Sammlung heiliger Bücher, genannt Genzâ oder Sidrâ rabbâ, übersetzt und erläutert. Göttingen 1893.
16. Brandt: Die mandäische Religion, ihre Entwickelung und geschichtliche Bedeutung. Leipzig 1889.

17. Abulfaradsch Mohammed ibn Ishak an-Nadim: Fîhrist al'ulûm (988 n. Chr.), hrsg. v. Flügel, Rödiger, Müller. Leipzig 1871, Bd. I u. II.
18. al Bîrûnî (1000 n. Chr.), hrsg. v. Sachau, Leipzig 1878.
19. Albêrunîs India, edited in the arabic original by ... Sachau, London 1888.
20. Theodoros bar Chônî (9. Jahrh. n. Chr.): Eskoliôn. (In: Inscriptions mandaïtes des coupes de Khouabir. Paris 1898 f.).
21. Acta Archelai. (In: Routh, Reliquiae sacrae. ed. II. Paris 1848, vol. V.)
22. F. Chr. Baur: Das manichäische Religionssystem. Tüb. 1831.
23. Flügel: Mani, seine Lehre und seine Schriften. ... Aus dem Fihrist. Text nebst Übersetzung, Kommentar und Index zum ersten Mal herausgegeben. Leipzig 1862.
24. Keßler: Mânî. Forschungen über die manichäische Religion. I. II. Leipzig 1889 ff.
25. Brückner: Faustus von Mileve. Ein Beitrag zur Geschichte des abendländischen Manichäismus. Leipzig 1901.
26. v. Döllinger: Geschichte der gnostisch-manichäischen Sekten im frühen Mittelalter. I. II. München 1890.
27. Spiegel: Avesta. Die heiligen Schriften der Parsen, übersetzt. I. II. Leipzig 1852—1859.
28. Spiegel: Eranische Altertumskunde. I. II. Leipzig 1871—1878.
29. Justi: Geschichte des alten Persiens. Berlin 1879.
30. Jackson: Die iranische Religion. (Grundriß der iranischen Philologie II.)
31. Tiele: Geschichte der Religion im Altertum, übersetzt von Gerisch. II. Gotha 1903.
32. Olcott: Buddhistischer Katechismus. 3. deutsche Auflage. Leipzig 1906.
33. Bischoff: Der Korân. Leipzig 1904.

Namen- und Sach-Register.

Verzeichnis der Abbildungen.